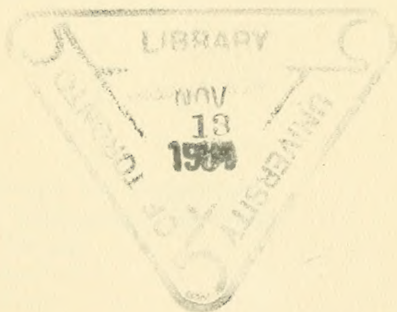

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00260208 4

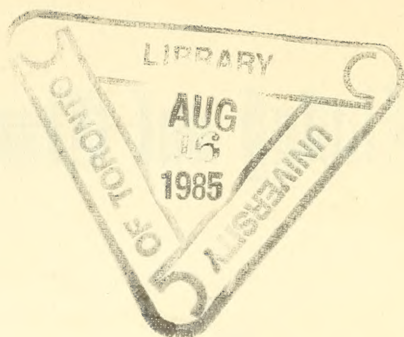
Hegels Einfluß auf Clausewitz

von

Paul Creuzinger
Oberstleutnant a. D.



Berlin 1911.
Verlag von R. Eisenschmidt.
Verlagsbuchhandlung für Militärwissenschaft.
Im Offiziervrein.



LIBRARY
AUG
16
1985
UNIVERSITY
OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	III
Einleitung. Die Identitätsphilosophie bei Spinoza, Leibniz, Schelling und Hegel	1
Entstehung der Lehre Clausewitz'	7
Untersuchung über die Grundlagen derselben	10
I. Über die wirkenden Prinzipien im Kriege	10
Bemerkungen zu I	14
II. Die taktischen Anschauungen Clausewitz'	16
1) Prinzipien des Gefechts	17
2) Gefechtsarten	17
3) Gefechtsakte	18
4) Polarität der taktischen Wirkungen	19
5) Angriff und Verteidigung	20
6) Plan und Führung	21
7) Zweck des Gefechts	22
Bemerkungen zu 1	23
" " 2	23
" " 3	28
" " 4	34
" " 5	36
" " 6	38
" " 7	39
Schlußbetrachtungen und Folgerungen	41
III. Die strategischen Anschauungen Clausewitz'	52
A. Wesen des Krieges	52
Bemerkungen zu A	57
B. Zweck im Kriege	68
Bemerkungen zu B	75
C. Angriff und Verteidigung	88
Bemerkungen zu C	95
Folgerungen	100
Schlußwort	117
Anhang	118
Sachregister	126

Vorwort.

Diese Arbeit hat den Zweck, den Einfluß zu schildern, welchen die Hegelsche Philosophie auf die Anschauungen Clausewitz' ausgeübt hat. Eine solche Untersuchung ist wichtig, weil man nur dann in das Wesen einer Lehre tiefer eindringen kann, wenn man die Art ihrer Entstehung und die Voraussetzungen kennt, von denen der Verfasser ausgegangen ist. Durch den Nachweis, daß Clausewitz in bezug auf die Grundprinzipien (Wesen und Zweck des Krieges, Wirkungsprinzipien in Taktik und Strategie, Lehre von Angriff und Verteidigung, Methodik usw.) in der Hauptsache auf den Schultern Hegels steht, wird mancher Satz der Lehre des großen Kriegsphilosophen klarer beleuchtet, mancher Zweifel gelöst, mancher scheinbare Widerspruch aufgeklärt und auch der Weg gewiesen werden, auf welchem eine Verbesserung vorhandener Mängel gefunden werden kann. Daß eine Fortentwicklung der Lehre nötig ist, ist unbestreitbar, da Clausewitz selbst auf ihre Unvollkommenheit mehrfach hingewiesen hat. Dabei kann es sich u. E. nur darum handeln, das Werk mit den Fortschritten der Wissenschaften und mit der Erweiterung der Erfahrung in Übereinstimmung zu bringen, ohne der Geistesleistung des großen Denkers, die man immer aufs neue bewundern muß, unnötigen Abbruch zu tun.

Unsere Untersuchungen werden nicht nur dem denkenden und strebenden Offizier Gelegenheit geben, den gegenwärtigen Stand der kriegerischen Probleme kennen zu lernen, sondern auch auf die Hegelsche Philosophie, welche neuerdings wieder stark in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses [1]) getreten ist, neues Licht werfen, da die Stärken und Schwächen einer Lehre bei einer auf ihren Grundsätzen

1) Siehe W. Windelband: „Die Philosophie im deutschen Geistesleben des 19. Jahrhunderts", S. 86, 120 u. a. m.

aufgebauten Spezialwissenschaft schärfer hervortreten, weil die Ergebnisse der letzteren naturgemäß der Nachprüfung an der Hand der Tatsachen der Erfahrung zugänglicher sind, und gerade der Krieg wegen der großen Anschaulichkeit vieler Vorgänge ein ganz vortreffliches Objekt für eine derartige Kontrolle abgibt.

Daß unsere möglichst kurzgehaltenen Darlegungen über die schwierige und komplizierte Hegelsche Lehre den philologischen und kritisch-philosophischen Ansprüchen der Fachgelehrten genügen werden, ist um so weniger anzunehmen, als die Meinungen über dieselbe noch in vielen Punkten recht weit auseinandergehen. Hier kommt es aber u. E. darauf an, die Fragen, deren Wichtigkeit unbestreitbar ist, erst einmal aufzurollen und in Fluß zu bringen.

Zur Erklärung wenig bekannter Ausdrücke und Begriffe wird das sorgfältig ausgezogene Sachregister einen praktischen Anhalt geben.

Stettin, den 1. September 1910.

Schon die alten Weltweisen hatten erkannt, daß es, um in das Wesen der Dinge einzudringen, nötig sei, die Gleichheit derselben, wenigstens im letzten Sinne, anzunehmen. Dieser Forderung setzte von vornherein der augenscheinliche Unterschied zwischen Körper- und Geisteswelt große Schwierigkeiten entgegen. Dennoch wurde es eine der wichtigsten Aufgaben der Philosophie, diesen Dualismus, der den Zusammenhang der Dinge zerstört, zu überwinden. Trotzdem tritt in der neueren Philosophie bei Descartes durch die schroffe Trennung der beiden Substanzen jene Spaltung, welche die Einheit der Wissenschaft und der Weltanschauung unmöglich macht, aufs schärfste zutage. Die zerstörte Einheit suchte daher erst Spinoza, dann Leibniz durch ein monistisches System wiederherzustellen; beide gingen von dem gleichen, dem geistigen Urprinzip aus und betonten ausdrücklich die geistige Natur auch der Körperwelt. Bei Spinoza ist nur ein einziges Wesen: Gott; er ist sowohl Geist wie Natur, einzige Kraft und Ursache, ja die Kausalität selbst. Bei diesem Standpunkt gibt es daher keinerlei Willensfreiheit. — Leibniz dagegen lehrt, daß die Welt aus einer Vielheit von beseelten Kräften, Monaden, bestehe; er kennt daher neben dem göttlichen Wirken auch einen freieren Willen. Beider Lehre vermochte jedoch keine ausreichende Erklärung der Dinge und Geschehnisse zu geben und die Widersprüche, die zwischen ihren Ansichten und den Tatsachen der Erfahrung vorhanden waren, zu überwinden.

Schelling stellte dann zum Zwecke monistischer Erklärung den Satz von der Identität des Seins und Denkens auf. Das richtige, vertiefte Denken und die Dinge sind in ihrem innersten Wesen gleich. Diesen Gedanken hat Hegel von Schelling übernommen und zur Grundlage seiner Philosophie gemacht. Das Thema derselben war dementsprechend die Erklärung der Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Körperwelt und der Geistes-

welt aus demselben geistigen Urprinzip. Den Entwicklungsprozeß, durch den die Dinge allmählich immer verschiedener werden, sucht Hegel, nach Schellings [1]) Vorgange, an dem Beispiel der Polarität zu verdeutlichen. Wie sich die magnetische Kraft im Eisenstabe nach dessen Enden, dem positiven und negativen Pol, zerlegt, so soll überall eine Zerteilung (Differenzierung) stattfinden. Das noch undifferenzierte Urprinzip, im vorstehenden Beispiele der Magnetismus, wird daher die Indifferenz, und der Punkt zwischen beiden Polen, wo die Wirkungen sich aufheben, der Indifferenzpunkt genannt. Ein analoger Gegensatz wird auch bei der Elektrizität und beim chemischen Prozeß dargetan, sowie auch in vielen anderen analogen Vorgängen der Körperwelt. Das Polaritätsgesetz beschränkt Hegel natürlich nicht auf letztere, sondern bezieht es ebenso auf die Geisteswelt. Nun konnten die Dinge beider Welten auch miteinander in Parallele gestellt werden. Hegel vergleicht z. B. die Vorgänge im chemischen Prozesse und die im Seelenleben. Das Verhältnis der chemischen Kräfte zueinander ist im Grunde das von Liebe oder Haß je nach der Verwandtschaft, die sie zueinander haben.

Da „Sein" und „Denken" als identisch angenommen sind, so mußte sich logischerweise das Gesetz der Polarität auch in den Begriffen zeigen, welche man sich von den Dingen macht. In der Tat sucht Hegel dies an den allgemeinsten Begriffen darzulegen, indem er sie auseinander ableitet und systematisch gliedert [2]). Der diesen Begriffen innewohnende Gegensatz wird festgestellt durch Verneinung einer Denkbestimmung, welche ihr vorher zuerkannt war, und demnächst der entstandene Widerspruch durch eine zweite Verneinung wieder aufgehoben. Z. B. der erste, einfachste Begriff ist das reine Sein; es umfaßt alles und enthält noch nichts (erste Negation) und gibt keinerlei Anschauung. Sein und Nichts sind vereint und doch verschieden. Ihre Vereinigung, das Nichtsein (zweite Negation), ist das Werden, das sich nach der positiven Seite in das Entstehen und nach der negativen Seite in das Vergehen zerteilt (differenziert).

Man braucht kein tiefer Denker zu sein, um einzusehen, daß dieser

1) Siehe Schellings Leben usw. von Kuno Fischer, S. 350 ff.: Die Polarität als Universalprinzip. Siehe auch Hegels Leben usw. von Kuno Fischer, S. 596 ff.

2) Siehe Hegels Leben usw. von Kuno Fischer, S. 440 ff.

sogenannte dialektische Prozeß, welcher in der Methodik Hegels bald die führende Rolle übernahm, weder sehr einfach, anschaulich und einleuchtend, noch in augenscheinliche Analogie mit den magnetischen Vorgängen zu bringen ist, von denen das Gesetz der Polarität hergeleitet wurde. Dieses ist offenbar kausaler Natur, während es sich bei jener logischen Entwicklung nur um Denkgesetze, also reine Gedankenvorgänge handelt. Hegel hat diesen Einwurf nicht übersehen und ihm dadurch zu begegnen gesucht, daß er für den durchgängig bestimmten Begriff die gleiche Realität wie für die Dinge in Anspruch nimmt. Dieses Postulat ist jedoch nicht berechtigt [1]), denn je allgemeiner die Begriffe sind, desto weniger können sie die ganze Wirklichkeit wiedergeben. Der Allgemeinbegriff „Mensch" umfaßt trotz ihrer Verschiedenheit alle Rassen; der Begriff „Europäer" hat schon etwas mehr Realität, der des „Deutschen" noch mehr, aber erst der einzelne Mensch hat volle anschauliche Wirklichkeit. Hegel hat hier zwei Aufgaben vermischt; die Logik erkennt die Dinge und Vorgänge nach ihren Merkmalen, vermag aber nicht die Ursachen anzugeben, aus denen sie entstehen. Dies ist allein Sache der Erfahrung. Erkennungsgrund und Realgrund müssen grundsätzlich scharf auseinandergehalten werden!

In jenem logischen Denken, welches in der Betrachtung der Dinge das Wesen derselben und zugleich sein eigenes Wesen wie in einem Spiegel (quasi in speculo) anzuschauen wähnt [2]), ist der Identitätsgedanke von „Denken und Sein" entschieden überspannt. Die Wirklichkeit ist viel zu mannigfaltig und zu widerspruchsvoll, als daß sie sich ganz in Begriffen konstruieren ließe, deren Inhalt vollständig zu definieren wäre. Zur „Vermehrung der Erkenntnis" sind die Begriffe daher wenig geeignet. „Logisches Denken genügt daher nicht, es muß noch Erfahrung hinzukommen", hat schon Kant gelehrt. Da die Hegelsche Dialektik und Spekulation zu wenig die Erfahrung berücksichtigten, bedeuteten sie offenbar einen gewissen Rückfall in mittelalterliche Scholastik.

---

1) Es ist ein unvermeidlicher Mangel der philosophischen wie überhaupt jeder rein wissenschaftlichen Auffassung der Dinge, daß sie an abstrakten und allgemeinen Begriffen klebt. Wilhelm Wundts System der Philosophie, S. 685.

2) Wenn der Geist bei der Betrachtung der Dinge das Wesen derselben und zugleich sein eigenes Wesen erschaute, dann müßten ja die Denkgesetze zugleich auch Kausalgesetze sein. „Causari" et „sequi" non est idem.

Dagegen ist es ein wirkliches Verdienst, daß Hegel dem Zweckprinzip als Mittel der Erklärung und besseren Erkenntnis wieder die ihm zustehende Geltung verschafft hat [1]). Schon Aristoteles hat dargetan, daß für das menschliche Handeln, ganz analog dem künstlerischen Schaffen, die Vorstellung des zu bildenden Werkes (d. i. die Zweckvorstellung [2]) oder Idee) von hoher kausaler Bedeutung sei. Hier ist nämlich die Idee sowohl Zweck als Ursache, und je mehr letzteres der Fall ist, um so anschaulicher und erklärbarer ist natürlich ihre Wirkung. Aristoteles hat einen bewundernswürdigen Versuch gemacht, die Dinge, und ganz besonders die Welt des Organischen aus den ihnen innewohnenden Zwecken zu erklären. Aber in der organischen Natur läßt sich wohl die Zweckmäßigkeit, aber nicht das Wirken des Zweckes unmittelbar schauen und handgreiflich nachweisen.

In der Verwendung des Zweckprinzips ist Hegel der eigentliche Nachfolger des Aristoteles; gestützt auf eine kräftige Intuition, hat er, namentlich auf den Gebieten des geistlich-geschichtlichen Lebens, solange er sich an die Erfahrung hielt, oft wichtige Ergebnisse erhalten. Viel weniger war dies indessen der Fall, sobald er das Prinzip bei seinen logischen und spekulativen Betrachtungen oder im Reich des Metaphysischen verwandte; dann wurde die Untersuchung völlig unanschaulich, daher meist unfruchtbar und zur Quelle großer Irrtümer. Das so wichtige Zweckprinzip will mit besonderer Vorsicht und Kritik angewendet sein, wenn es nicht auf schlimme Abwege führen soll [3]).

Mit wenigen Strichen und nur in den Grundzügen sind hier das Thema der Hegelschen Lehre und die Art seiner Lösung, soweit sie für unsere Aufgabe in Betracht kommen, zu zeichnen versucht worden. Dieser Philosoph besaß historischen Geist und kräftige Intuition und Ideenreichtum. Es mangelte ihm aber an der nötigen Erfahrung und kritischem Sinn. Es ist daher erklärlich, daß dieser erste

---

1) K. Fischer, Hegels Leben usw., S. 342 ff. u. 550 ff.

2) Es ist eine ganz wunderbare und besonders charakteristische Erscheinung auch unserer Zeit, daß sie die hohe Bedeutung der „Zweckvorstellungen“ für das Leben so sehr verkennt und unterschätzt, die der Begriffe dagegen unendlich überwertet.

3) Gerade hier ist eine stete und ausgiebige Kontrolle durch die Tatsachen der Erfahrung ganz unentbehrlich, aber auch oft sehr schwierig und mühsam.

Versuch, das schwere Problem, die Welt aus dem Identitätsprinzip zu erklären, nicht gleich gelingen konnte. Schon die Formulierung der Aufgabe als Identität von „Sein und Denken" erscheint wenig glücklich; hat infolgedessen Hegel doch das Denken fast allein als „das geistige Prinzip" angesehen und die anderen geistigen Faktoren: Wollen, Fühlen, Empfinden sowie das ganze große Gebiet des Unbewußten, nicht genügend berücksichtigt. Das Dasein ist doch weniger ein logisches als ein psychologisches Problem und muß als solches erklärt werden. Da sich auch die angewandten Methoden (Dialektik, Spekulation und Polaritätsprinzip) als unzulänglich erwiesen, dürfte sich der Philosoph sowohl bei der Wahl seines Zieles wie des Weges vergriffen haben.

Trotzdem ist dieser Versuch, eine einheitliche, systematische Weltansicht in möglichster Vollständigkeit herzustellen und vom monistischen Standpunkt zu begründen, eine hervorragende Geistestat, welche auf die Zeitgenossen eine ungeheure Wirkung ausgeübt hat. Nicht nur die Philosophie[1]), sondern auch die anderen Wissenschaften haben von Hegel weitgehende Anregungen empfangen. Die Philosophie und die Spezialwissenschaften konnten jetzt mit Erfolg in innigen Zusammenhang und gegenseitig befruchtende Wechselwirkung treten, da durch die Durchführung des Identitätsgedankens die geeignete Unterlage für ein einheitliches Weltbild gegeben war. Durch den Einfluß Hegels ist denn auch eine zahlreiche geschichts- und religionsphilosophische, ästhetische und sozialwissenschaftliche Literatur entstanden und eine gewaltige Geistesleistung ausgelöst, die in vieler, wenn auch nicht in jeder Hinsicht einen Fortschritt gebracht hat.

Als Wechselwirkung anderseits ließen die Ergebnisse der Spezialforschung, welche doch immer mehr auf dem Boden der Tatsachen und Erfahrung bleiben muß, die großen Mängel der Hegelschen Lehre deutlich hervortreten. Je mehr die Unfruchtbarkeit des Standpunktes und der angewandten Methoden zutage trat, um so weniger wollten die bisherigen Verehrer die Autorität des erst so hoch gepriesenen Meisters anerkennen, so daß von seiner Lehre bald mit dem Fehlerhaften auch das Gute beiseite geschoben wurde.

Hegels Argumentation schien in der Tat oft das Gegenteil von dem, was sie zeigen sollte, zu beweisen. Das geistige Prinzip, welches

1) K. Fischer, Hegels Leben usw., S. 1153—1190.

als Urprinzip angesehen werden sollte, hatte sich z. B. zur Erklärung in vielen Fällen als unzulänglich gezeigt. Hatte Hegel doch selbst zur Erklärung geistiger Vorgänge zum Polaritätsprinzip, also in die Körperwelt, seine Zuflucht genommen. Das war Wasser auf die Mühle der materialistisch gesinnten Gegner in Naturforscher- und Schriftstellerkreisen, denn nun schienen alle jene ungeheuerlichen Analogien[1], mit welchen oft geistige Vorgänge durch Beispiele aus der Körperwelt nach dem Vorgange der Polarität kausal erklärt wurden, berechtigt zu sein. Die Körperwelt war ja viel mehr zur Erklärung geeignet, da sie viel anschaulicher und zudem festen Gesetzen unterworfen war, welche sich in begriffliche Formeln bringen und vortrefflich im praktischen Leben verwenden ließen. Durch solche überhandnehmende naturwissenschaftliche Denkweise und Erklärungsart erhielt die ganze Grundanschauung des Zeitalters einen vorwiegend begrifflichen Charakter, der sich in vielen Gebieten sehr ungünstig geltend machte. Die Kraft der Anschauung sank im Durchschnitt nach und nach auf einen betrübenden Tiefstand; dabei wurde meist übersehen, daß der menschliche Geist in der Natur nur das Gesetzmäßige der äußeren Vorgänge und Wirkungen, nicht aber das Wesen der Dinge erkennen und erklären kann.

Der Geist erkennt nur, was ihm gleicht und was er unmittelbar anschaut. Die Körperwelt ist also nur so weit erkennbar, als sie sich durchgeistigen läßt. Hierdurch wird denn doch der Wert und die Verwendbarkeit der naturwissenschaftlichen Erklärungsweise bedeutend herabgesetzt. Daß die Seele (Geisteselement) der einzige Gegenstand ist, den man unmittelbar so erkennt, wie er ist, hatte schon Descartes gesehen. Gewiß hätte Hegel auch dem Prinzip der Polarität ein solches aus der Geisteswelt vorgezogen, wenn er in dieser ein passendes Beispiel gefunden hätte.

Die Aufgabe der Philosophie, die Kluft zwischen Geistes- und Körperwelt zu überbrücken, ist nur so zu lösen, daß der ersteren mehr Realität gegeben und letztere möglichst entmaterialisiert wird. Dies ist nur möglich, indem die kausale Bedeutung geistiger Wirkungen im weitesten Umfange dargelegt, die Körperwelt dagegen

---

1) Noch heute findet man sie in überraschender Menge in der Literatur und namentlich in der Journalistik; in der Dichtkunst liegen die Dinge natürlich ganz anders.

möglichst durchgeistigt[1]) wird. Nur wenn es auf diese Weise gelingt, die Identität der Kausalwirkungen in beiden Welten aufzuzeigen, ist jene Kluft zu überbrücken; ein im letzten Grunde monistisches Kausalprinzip ist zudem eine der Hauptforderungen des menschlichen Geistes.

Je mehr die Anschauungsweise und Methode der Naturwissenschaft durch ihre gewaltige Entwicklung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gefördert wurden, um so mehr wurde der Grundgedanke der Identitätsphilosophie zurückgedrängt. Auch das Auftauchen der sehr wichtigen monistischen, aber einseitigen und unvollständigen Lehre Schopenhauers[2]) konnte hieran nichts ändern. Der für die Autorität der Wissenschaften so schädliche Riß innerhalb der wissenschaftlichen Welt, welcher durch die Identitätsphilosophie geschlossen werden sollte, erweiterte sich immer mehr; die Geisteswissenschaften zerfielen in viele selbständige Spezialgebiete, denen das einigende Band fehlte. Dieser einschneidende Mangel hat sich bis auf den heutigen Tag durch seine schweren Folgen immer fühlbarer gemacht.

Während viele der von Hegel unmittelbar beeinflußten Werke bald nur noch geschichtliche Bedeutung hatten, macht die Lehre Clausewitz' vom Kriege hiervon fast allein eine sehr bemerkenswerte Ausnahme. Dies hat seine guten Gründe. Denn erstens war Clausewitz ein sehr feiner, tüchtiger Kopf und tiefer Denker, der ein reiches philosophisches und geschichtliches Wissen mit einer umfassenden Fachkenntnis verband. Zweitens, und das ist u. E. der Hauptgrund für jene Tatsache, bietet das Gebiet des Krieges der historischen Forschung und psychologischen Untersuchung ein unvergleichliches Objekt und ist deshalb für das Thema der Identitätslehre ganz besonders geeignet. Der Krieg ist das gewaltigste

1) Das ist die besondere Aufgabe nicht der Naturwissenschaften, sondern der Naturphilosophie.

2) Das Urprinzip Schopenhauers ist der blinde Wille. S's Lehre hat Gutes auf dem Gebiet der Natur- und Kunstphilosophie geleistet; für das geschichtliche Leben ist sie ziemlich unfruchtbar, da sie nach ihrem Urprinzip nur äußere Ursachen kennt, also keinerlei Willensfreiheit und keinen tieferen Sinn im menschlichen Dasein.

Gebiet menschlicher Seelentätigkeit und wird in bezug auf unmittelbare Anschaulichkeit von keinem anderen erreicht.

Clausewitz hatte zuerst die Absicht gehabt, das Ergebnis seiner reichen Erfahrungen und seines tiefen Denkens in knappen, lose verbundenen Aufsätzen ohne einheitlichen Plan niederzulegen; bald aber zwang ihn das umfangreiche Material und die Fruchtbarkeit seines Standpunktes, sowie die Eigenart seines innersten Wesens, die Untersuchung systematisch weiterzuführen und ein „erträgliches Ganzes“ daraus zu machen [1]).

Bei dem Bestreben, das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen und einen philosophischen Aufbau der Kriegskunst [2]) zu geben, mußte er bald auf Fragen stoßen, welche ohne Beihilfe der Philosophie nicht zu lösen waren. Die Fragen nach den im Kriege wirkenden Prinzipien und Zwecken, nach der wissenschaftlichen Anordnung des Stoffes usw. konnte er um so weniger aus sich allein beantworten, als er keinen Vorgänger auf seinem Wege hatte. Es war daher das natürlichste, daß er in der Hegelschen Philosophie, deren Ansehen damals unbestritten war, die erforderliche Unterstützung suchte. Clausewitz hatte großes Interesse für philosophische Studien, Vorträge über Kant gehört und Fichte gekannt und verehrt. Die Hegelsche Lehre und ihren Einfluß auf seine Werke hat er u. W. allerdings nirgends erwähnt, vielleicht weil ihm dies bei der damaligen Bedeutung des Philosophen überflüssig erschien. Daß er sich aber für diese Lehre interessiert hat, dürfte schon daraus hervorgehen, daß der Hauptmann v. Griesheim, welcher unter dem Direktorate Clausewitz' Taktiklehrer an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin war, einer der eifrigsten Hörer der Hegelschen Vorlesungen war; die von ihm in den Jahren 1824—26 geführten Kollegienhefte waren so klar, vollständig und brauchbar, daß sie bei der späteren Herausgabe der Hegelschen Werke vielfach eine der wichtigsten Grundlagen abgegeben haben [3]). Zwei so geistvolle Männer wie Clausewitz und Griesheim können bei ihren gleichen Interessen und engen Beziehungen unmöglich ohne innigen Gedankenaustausch über die sie bewegenden Probleme geblieben sein. Wenn Clausewitz seine Werke selbst herausgegeben hätte, so würde er

1) Siehe Clausewitz, Lehre vom Kriege. 5 Aufl., S. IX. Die Seitenangaben des Textes beziehen sich stets auf diese Auflage.

2) Ebenda S. XIV u. XV.

3) K. Fischer, Hegels Leben usw, S. 202. 209. 211. 212.

gewiß der benutzten Quellen, also auch des Hegelschen Einflusses Erwähnung getan haben.

Es ist vielfach als ein Zeichen seines selbstlosen Charakters hingestellt, daß er seine Werke erst nach seinem Tode erscheinen lassen wollte. Das sei unbestritten. Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Der Schriftsteller braucht Leser, er bedarf einer Welt, die seine Mitteilungen empfängt und auf sich wirken läßt, welche diese Wirkungen ihm zurückgibt, neue von ihm erwartet und eben dadurch ihn selbst zu weiteren Aufgaben und Arbeiten anregt. Dieser Satz, den Kuno Fischer auf Spinoza [1]) angewandt hat, paßt u. E. auch auf Clausewitz. Das sind objektive Gründe, welche zur Herausgabe der Werke schon bei Lebzeiten auffordern; wäre dies von Clausewitz geschehen, so wäre die Nachwelt wohl besser über die Entstehung der Lehre und über manchen dunkeln Punkt derselben unterrichtet und eine Fortbildung derselben leichter gewesen. Diese ist aber nicht unnötig, denn Clausewitz hat seine Lehre keineswegs für vollendet angesehen; wenn er selbst sagt, daß das meiste ihn noch nicht befriedigt habe [2]) und er noch nicht mit seinen Ideen völlig ins klare gekommen sei, so ist das durchaus ernst gemeint und nicht als bescheidene Redensart aufzufassen. Nur das erste Kapitel des ersten Buches sah er als vollendet an. In diesem zeigt sich Hegels Einfluß am allerdeutlichsten. Der Natur der Sache nach mußte dieser sich besonders auf die Grundlagen, auf die Grundanschauung, die Prinzipien und Erklärungsarten usw. erstrecken; hier aber hat er so tief und stark eingewirkt, daß ohne seine Berücksichtigung ein volles Eindringen in den Gedankengang Clausewitz' u. E. nicht möglich ist.

---

1) K. Fischer, Hegels Leben usw., S. 190.

2) Clausewitz, Lehre vom Kriege, S. VIII u. XIV.

Untersuchungen über die Grundlagen der Lehre Clausewitz'.

Das wirkende Prinzip.

I. Clausewitz ist der erste, welcher die Bedeutung der geistigen Größen als wirkendes Prinzip des Krieges betont hat. Seine Ansichten über dieselben hat er besonders in den Kapiteln „Der kriegerische Genius" [1]) und „Moralische Größen" usw. niedergelegt. Durch den Auszug, welchen wir aus jenen Kapiteln geben, wird ihr Inhalt dem Leser einigermaßen veranschaulicht werden:

Die moralischen Größen gehören zu den wichtigsten Gegenständen des Krieges. Es sind die Geister, welche das ganze Element des Krieges durchdringen und sich an dem Willen, der die ganze Masse des Krieges in Bewegung setzt und leitet, mit starker Affinität anschließen, weil dieser selbst eine moralische Größe ist. Leider suchen sie sich aller Bücherweisheit zu entziehen, weil sie sich weder in Zahlen noch in Klassen bringen lassen und gesehen und empfunden sein wollen. Der Geist und die übrigen moralischen Eigenschaften des Heeres, des Feldherrn, der Regierungen usw., die moralische Wirkung eines Sieges oder einer Niederlage können von sehr verschiedenartiger Wirkung und Bedeutung sein. Wenn sich auch in Büchern darüber wenig oder nichts sagen läßt, so gehören diese Dinge darum doch zur Theorie der Kriegskunst. Es ist eine armselige Philosophie, welche diesseits aller moralischen Größen abschließt. Wenn die Theorie der Kriegskunst wirklich nichts tun könnte, als an diese Gegenstände erinnern, die moralischen Größen in ihrem ganzen Werte würdigen und in die Rechnung aufzunehmen, so hätte sie ihre Grenzen schon über dieses Reich der Geister ausgedehnt.

Auch darf die Theorie die moralischen Größen schon deshalb nicht unberücksichtigt lassen, weil die Wirkungen der physischen Kräfte mit denen der moralischen ganz verschmolzen und gar nicht davon zu scheiden sind. Die meisten Gegenstände dieses Buches sind halb aus physischen, halb aus moralischen Ursachen und Wirkungen zusammengesetzt, und man möchte sagen: die physischen erscheinen fast nur als das hölzerne Heft, während die moralischen die eigentliche blankgeschliffene Waffe sind. Am besten wird der Wert der moralischen Größen bewiesen und ihr oft unglaublicher Einfluß gezeigt durch die Geschichte; es ist der edelste und gediegenste Nahrungsstoff, den der Geist des Feldherrn aus ihr zieht [2]).

---

1) Ebenda S. 37 ff. u. 137 ff.

2) Ebenda S. 137 ff.

Der kriegerische Genius besteht in dem harmonischen Verein aller auf die kriegerische Tätigkeit gerichteten Seelenkräfte, von denen die eine oder andere vorherrschen, aber keine fehlen darf. Haben die Verstandeskräfte einen hohen Anteil an dem höheren kriegerischen Genius, so ist der Mut, da der Krieg das Gebiet der Gefahr ist, die erste Eigenschaft des Kriegers; er ist doppelter Art: Mut in persönlicher Gefahr und Mut der Verantwortung; ersterer zerfällt wieder in zwei Arten: die dem Organismus des Individuums entspringende Gleichgültigkeit gegen Gefahr, und den aus positiven Motiven, Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung usw. hervorgehenden Mut; beide haben verschiedene Wirkung usw.

Krieg ist das Gebiet der körperlichen Anstrengungen und Leiden; um sie zu überwinden, ist eine gewisse Kraft des Körpers und der Seele nötig. Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; hier zuerst wird ein feiner, durchdringender Verstand in Anspruch genommen, um mit dem Takte seines Urteils die Wahrheit herauszufühlen. Krieg ist auch das Gebiet des Zufalls, der die Ungewißheit noch erhöht, den Verlauf der Dinge ändert und die Vorstellungen beeinflußt; die durch ihn noch gesteigerte Dunkelheit kann nur ein Verstand überwinden, welcher mit einigen Spuren eines inneren Lichtes die Wahrheit ahnt und ihr zu folgen den Mut hat. Ersterer wird coup d'œil, letzterer Entschlossenheit genannt. Nicht aber ist unter coup d'œil nur der körperliche Blick, sondern häufiger das geistige Auge gemeint; es ist das schnelle Treffen einer Wahrheit, die einem gewöhnlichen Blick des Geistes gar nicht sichtbar ist, usw. Entschlossenheit ist ein Akt des Mutes und ist eine Gewohnheit der Seele; Menschen mit wenig Verstand können aber nicht im besten Sinne Entschlossenheit besitzen, denn diese ist mit durch die Zweckmäßigkeit des Entschlusses bedingt. Mit dem coup d'œil und der Entschlossenheit ist die Geistesgegenwart verwandt; sie glänzt namentlich durch schnell gefundene Aushilfe in Gefahr; sie setzt vor allen Dingen Gleichgewicht des Gemüts voraus.

Die Gefahr, die körperlichen Anstrengungen, die Ungewißheit und der Zufall, welche die Atmosphäre des Krieges bilden, machen eine große Kraft des Gemüts und des Verstandes nötig, eine Kraft, die wir als Energie, Festigkeit, Standhaftigkeit, Gemüts- und Charakterstärke bezeichnet finden, und die man als ein und dieselbe Kraft des Willens ansehen kann, welche sich nach den Umständen modifiziert. Es gehört jedenfalls eine große Willenskraft dazu für den Führer, den Widerstand der Maschine zu überwinden, denn die ganze Inertie der Masse lastet auf dem Führer; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Hoffnung aller von neuem entzünden. Wo sich eine große Kraft äußern soll, darf eine starke Gemütsregung nicht fehlen; die mächtigste ist der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, welche durch alle anderen Gefühle, Vaterlandsliebe usw., nicht entbehrlich gemacht wird. Diese können den ganzen Haufen wohl höher stimmen, machen aber den Akt nicht zum Eigentum [1]) der Führer.

Wenden wir uns zu den Gemütskräften. Festigkeit bezeichnet den Widerstand des Willens gegen den einzelnen Stoß, Standhaftigkeit bezeichnet die Widerstandskraft in bezug auf die Dauer. Selbstbeherrschung hat im Gemüt ihren Sitz und entspringt aus dem Gefühl der Menschenwürde; das starke Gemüt kommt selbst bei

---

1) Können denn das Ruhm- oder Ehrsucht allein? (Anmerk. d. Verf.)

der heftigsten Gemütsbewegung nicht aus dem Gleichgewicht. Es gibt reizbare und phlegmatische Gemütskonstitutionen wegen jener Amphibiennatur, die wir Nervensystem nennen, und welche mit der einen Seite der Materie und mit der anderen dem Geiste zugewandt zu sein scheint. Wir mit unserer schwachen Philosophie haben in diesem dunklen Felde nichts weiter zu suchen.

Mit Charakter bezeichnet man das Festhalten an seiner Überzeugung; nur solche Menschen haben Charakter, deren Überzeugung sehr konsequent ist. Im Kriege liegen in den zahlreichen starken Eindrücken, welche auf das Gemüt einstürmen, und in der Unsicherheit der Verhältnisse mehr Veranlassungen, den Menschen von der angefangenen Bahn abzudrängen. Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln nach höheren Gesichtspunkten leiten, sind die Frucht einer höheren Einsicht. Zwischen einem solchen Grundsatze und dem individuellen Falle ist oft ein weiter Raum: in zweifelhaften Fällen soll man grundsätzlich bei der ersten Ansicht beharren und nur durch klare Überzeugung sich von ihr abbringen lassen. Eigensinn darf das Handeln natürlich nie bestimmen.

Jede Stufe des Befehls erfordert natürlich ihre eigene Schicht von Geisteskräften; es besteht aber eine große Kluft zwischen dem Feldherrn und der nächsten Befehlshaberstufe. Als Genies werden nur die Geister angesehen, die in der ersten Stelle als Feldherren geglänzt haben. Um einen ganzen Krieg oder jene großen Akte, die wir Feldzüge nennen, zu einem glänzenden Ziele zu führen, ist eine große Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse nötig. Krieg und Politik fallen hier zusammen; das Genie umfaßt mit einem Blick alle Staatsverhältnisse und ist sich genau bewußt, was es mit seinen Mitteln leisten kann. Sein durch Einheit und Urteil gesteigerter wunderbarer Geistesblick berührt im Fluge tausend halbdunkle Vorstellungen, welche ein gewöhnlicher Geist erst mühsam ans Licht zieht. Es ist ein großer Unterschied zwischen Erkennen und Wollen, zwischen Wissen und Können. Das Handeln erhält immer erst einen kräftigen Anstoß durch jene Legierungen von Gemüt und Umstand, die wir als Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Charakterstärke kennen gelernt haben. Die erhöhte Geistes- und Gemütstätigkeit tut sich hauptsächlich im Totalerfolg kund.

Die kriegerische Tugend des Heeres unterscheidet sich von der bloßen Tapferkeit und noch mehr von Enthusiasmus; sie muß den Trieb nach ungezügelter Tätigkeit und Kraftäußerung mäßigen, der dem Individuum eigen ist. Von dem Geiste und Wesen der kriegerischen Tätigkeit durchdrungen sein, die erforderlichen Kräfte in sich überall erwecken und aufzunehmen, das Tun mit dem Verstande ganz durchdringen usw., das ist die kriegerische Tugend des Heeres in dem einzelnen. Aber auch der Innungsgeist (esprit de corps) ist nicht mit Geringschätzung anzusehen; er gibt in dem, was wir die kriegerische Tugend genannt haben, gewissermaßen das Bindeglied ab. Ein Heer, welches im zerstörendsten Feuer seine gewohnte Ordnung behält, nicht von einer eingebildeten Furcht erschreckt wird usw., ist von echt kriegerischem Geiste durchdrungen; dieser erscheint als eine bestimmte moralische Potenz, deren Einfluß man schätzen und in Rechnung stellen kann; er ist für die Teile überall dasselbe, was der Genius des Feldherrn für das Ganze ist.

Eben diese (?) Rolle spielen die natürlichen Eigenschaften: Tapferkeit, Gewandtheit, Abhärtung und Enthusiasmus. Diese Eigenschaften können den kriege-

rischen Geist ersetzen, woraus sich ergibt: die kriegerische Tugend ist nur den stehenden Heeren eigen, die ihrer auch am meisten bedürfen. Bei Volksbewaffnungen und im Kriege werden sie durch die natürlichen Eigenschaften ersetzt, die sich schneller entwickeln. Wo das Heer zusammengehalten werden kann, nimmt der Feldherr eine größere Stelle ein und kann ersetzen, was dem Geist des Heeres fehlt. Die kriegerische Tugend ist um so nötiger, je mehr der Kriegsschauplatz usw. den Krieg verwickelter macht und die Kräfte zerstreut. Wenn einem Heere diese Potenz fehlt, soll man also den Krieg so einfach wie möglich einzurichten suchen. Dieser Geist kann aus zwei Quellen entspringen; die erste ist eine Reihe von Kriegen und glücklichen Erfolgen, die andere eine oft bis zur höchsten Anstrengung getriebene Tätigkeit des Heeres. Nur in dieser lernt der Krieger seine Kräfte kennen; der Soldat ist ebenso stolz auf überwundene Mühseligkeiten als auf überstandene Gefahren.

Die Kühnheit ist im Kriege als ein eigenes wirksames Prinzip zu betrachten. Daß sie eine wahrhaft schöpferische Kraft ist, ist selbst philosophisch nicht schwer nachzuweisen. So oft die Kühnheit auf die Zaghaftigkeit trifft, hat sie notwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, weil letztere schon ein verlorenes Gleichgewicht ist. Im großen Haufen ist die Kühnheit eine Kraft, deren vorzügliche Ausbildung nie zum Nachteil anderer Kräfte gereichen kann, weil der große Haufen durch den Rahmen der Schlacht und das Gefüge des Dienstes an einen höheren Willen gebunden ist. Hier bleibt die Kühnheit nur die zum Losschnellen immer bereite Kraft. Je höher der Führer, um so mehr muß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite treten, daß sie nicht zwecklos zur Anwendung gelangt. Im Grunde sollte das Hinzutreten eines „vernünftigen Zwecks" die Kühnheit erleichtern, und doch ist es gerade umgekehrt. Allen Kräften des Gemüts benimmt das Hinzutreten des „lichten Gedankens" einen großen Teil ihrer Gewalt[1]). Darum wird die Kühnheit immer seltener, je höher wir hinaufsteigen in den Graden, denn um so mehr werden den Führern die objektiven Größen, Verhältnisse und Rücksichten aufgedrungen, welche ihr Gefecht um so mehr belasten, je mehr sie Einsicht davon haben. Die Notwendigkeit zum kühnen Handeln hat indessen ihre Grade. Liegt sie nahe, wird der Handelnde zur Verfolgung seines Ziels zwischen großen Gefahren hingetrieben, um anderen ebenso großen zu entgehen, so kann man nur noch seine Entschlossenheit bewundern.

Obgleich die Strategie nur das Gebiet der Feldherren oder der Führer in den höchsten Stellen ist, so ist doch die Kühnheit aller übrigen Glieder des Heeres ein wichtiger Gegenstand. Je höher wir aber in den Führerstellen hinaufsteigen, um so mehr wird Geist, Verstand und Einsicht in der Tätigkeit vorherrschen, um so mehr wird die Kühnheit, welche die Eigenschaft des Gemüts[2]) ist, zurückgedrängt. Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit ist der Stempel des Helden; diese Kühnheit besteht nicht im Wagen gegen die Natur der Dinge, sondern in der

---

1) Das ist doch gegen die Erfahrung, wenigstens hat die klare Erkenntnis des Zweckes und die unmittelbare Anschauung der notwendigen Wirkung weder Friedrich noch Napoleon und den anderen genialen Feldherren geschadet. (Anm. d. Verf.)

2) Siehe über diese Eigenschaften (Mut, Kühnheit usw.) Teil I der Probleme des Krieges, S. 288.

kräftigen Unterstützung jenes höheren Kalkuls, den das Genie mit dem Takte des Urteils in Blitzesschnelle und nur halb bewußt durchlaufen hat. Ohne Kühnheit ist kein ausgezeichneter Feldherr zu denken; diese Kraft des Gemüts ist als die erste Bedingung seiner Laufbahn anzusehen.

Bemerkungen zu I.

Trotz seiner Kürze legt der vorstehende Überblick die Grundanschauung Clausewitz' klar. Ganz evident ist die entscheidende Bedeutung, welche er den „geistigen Größen" im Kriege beimißt. Der große Denker hat den Wert dieses Prinzips mit wunderbarer Intuition erkannt. In seinen Betrachtungen sieht er als Hauptkräfte der Seele Mut, Wille, Gemüt und Verstand an. Er zählt allein vier aus verschiedenen Quellen entspringende Arten des Mutes auf, welche sich leicht noch erheblich vermehren ließen. Als Abarten desselben werden Tapferkeit, Entschlossenheit, Kühnheit, Geistesgegenwart usw. angeführt und untersucht. Auch auf die Modifikation des Willens, Energie, Festigkeit, Standhaftigkeit, Charakterstärke, Selbstbeherrschung, Eigensinn usw. geht die Untersuchung näher ein, sowie auf den Einfluß, welchen Ehrgeiz, Ruhmsucht, Vaterlandsliebe, Rachedurst, Begeisterung aller Art auf die Seele ausüben.

Von den Verstandeskräften wird besonders der Wert des „coup d'œil" und des „Taktes des Urteils" betont. Auch wird der Einfluß der erschwerenden Bedingungen, unter welchen das kriegerische Handeln stattfindet, der Anstrengungen und Leiden, der Ungewißheit und des Zufalls gebührend berücksichtigt.

Leider konnten viele der feinsinnigen Bemerkungen, welche diese geistvollen Kapitel enthalten, nicht mit aufgenommen werden. Wenn letztere auch die Bedeutung der geistigen Größe in das hellste Licht stellen, so sind sie trotzdem nicht als wissenschaftlich im eigentlichen Sinne zu bezeichnen, denn Clausewitz versucht sie nicht eingehend psychologisch zu begründen. Die Seele ist aber ein Individuum, d. h. ein Unteilbares und läßt sich daher nicht reinlich in verschiedene Seelenvermögen zerlegen. Es gibt mithin keine reine Willens- oder Denkakte usw. Es sind vielmehr bei jeder Seelentätigkeit stets alle Kräfte (Wollen, Fühlen, Denken), wenn auch nicht im gleichen Maße, beteiligt. Alle die von Clausewitz angeführten Eigenschaften: Mut, Tapferkeit, Energie, Entschlossenheit und wie sie alle heißen mögen, sind im letzten Grunde nur als allgemeine Begriffe, nicht aber als erkenntnisgebende Prinzipien anzusehen. Dennoch sind die Clausewitzschen Betrachtungen insofern sehr lehrreich und interessant, weil

sie die große Bedeutung des Seelischen und den ganzen gewaltigen Umfang, in dem es im Kriege zur Geltung kommt, recht deutlich zu erkennen geben; im einzelnen jedoch ist die Untersuchung weniger fruchtbar. Vermag sie doch den Einfluß, welchen die Seelenkräfte auf die Art des Handelns ausüben, nur ungenügend zu erklären. Sie weist nur auf den Unterschied hin, der zwischen dem Wirken in den höheren Stufen und dem in der Masse des Heeres stattfindet, und auf den Einfluß, welchen die kriegerische Tugend und die natürlichen Eigenschaften eines Heeres auf seine Verwendungsweise ausüben können.

Ein unverkennbarer Mangel der Betrachtungen liegt u. E. in ihrer geringen Anschaulichkeit. Jene zahlreichen allgemeinen Begriffe: Mut, Standhaftigkeit usw. vermögen wohl eine Vorstellung von dem großen Umfange der seelischen Wirkungen im Kriege, aber um so weniger ein klares Bild von ihrer tatsächlichen kausalen Bedeutung zu geben, als erläuternde Beispiele fast gänzlich fehlen. In diesem schwierigen Gebiete, auf welchem das Allgemeingültige fast ganz verschwindet, das Individuelle und Persönliche dagegen in den Vordergrund tritt, ist mit jenen zahlreichen begrifflichen Seelenvermögen keine klare Anschauung zu schaffen; sie sind zu abstrakt, um das nötige Relief zu liefern. Auch verleiten sie leicht zu schiefen Ansichten. Clausewitz betont z. B. sehr mit Recht die vorwiegende Bedeutung der Willenseigenschaften, läßt aber die des Verstandes unwillkürlich zu sehr zurücktreten. Es ist dies wohl der Grund, weshalb er den ungünstigen Einfluß des „lichten Gedankens“ [1]) in den Vordergrund geschoben hat, während die große Bedeutung des „vernünftigen Zweckes“ und der „Art der Anschauung“ namentlich für die Bildung und Gestaltung der kausal so wichtigen Zweckvorstellungen gar nicht erwähnt ist.

Diese Betrachtungen scheinen zum Teil wenigstens aus jener Zeit zu stammen, in welcher Clausewitz seinen Gegenstand noch wie Montesquieu behandeln wollte [2]). Es sind dies sentenzenreiche Kapitel, deren Wert ebenso durch das, was aus ihnen entwickelt werden kann, als durch das, was sie selbst darstellen, bestimmt wird. Ihr Inhalt steht mit dem der übrigen Teile des Werkes, welche zudem noch mancherlei über den Einfluß der geistigen Größen enthalten, in sehr lockerem

1) Siehe w. v. S. 13; das ist übrigens nur eine Nebenwirkung und zwar keine notwendige oder spezifische, sondern rein psychologische.

2) Siehe Vom Kriege S. VIII.

Zusammenhange; es fehlen hier noch die großen Gesichtspunkte, welche das Ganze zu einer wirklichen Einheit zusammenfassen. Daß trotzdem die Wirkung dieser Kapitel auf die Anschauung des gebildeten Teiles des Offizierkorps eine sehr große war, verdanken sie hauptsächlich ihrem tiefen psychologischen Gehalt. Mancher vortreffliche Wink wird im Kriege auf das kraftvolle, konsequente Verhalten der deutschen Führer nicht ohne Einfluß gewesen sein [1]).

Eine unmittelbare Einwirkung Hegels ist hier noch nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Die begriffliche Methode der Darstellung und die mehrfachen Analogien aus der Körperwelt, welche zur Erklärung geistiger Vorgänge herangezogen sind, können auch anderen Einflüssen entsprungen sein.

Nachdem durch diese Einleitung der Leser auf den Punkt geführt ist, von dem aus nach Clausewitz die kriegerischen Wirkungen hauptsächlich betrachtet werden müssen, wenden wir uns dem Gegenstande selbst zu. Anfangs hatte Clausewitz die Absicht, seine Untersuchungen auf das Gebiet der Strategie zu beschränken. Nachdem er aber die innigen Wechselbeziehungen zwischen Strategie und Taktik erkannt hatte, welche eine scharfe Trennung beider nicht zulassen, und eine Beurteilung der Kriegshandlung sowohl nach strategischen als auch taktischen Gesichtspunkten erfordern, so hat er seine Untersuchung auch auf das taktische Problem ausgedehnt; das Ergebnis derselben ist in dem „Leitfaden zur Bearbeitung der Taktik oder Gefechtslehre“ [2]) niedergelegt. Obgleich er diese kleine Schrift, in welcher er in 604 Sätzen die Summe seiner Erfahrung gesammelt hat, lediglich als eine Vorarbeit angesehen und nur für seine persönlichen Zwecke bestimmt hatte, enthält sie doch sehr viele tiefe Gedanken und unseres Erachtens die Keime eines fruchtbaren Systems.

Die taktischen Anschauungen Clausewitz'.

Auch in der Taktik geht der Verfasser von dem Axiom aus, daß die Seelenkräfte das eigentlich wirkende Prinzip des Krieges sind; diesem Gedanken gibt er sehr plastisch Ausdruck in dem Satze: „Die Hauptschlacht ist kein bloßes gegenseitiges Morden; ihre Wirkung ist mehr ein Totschlagen des feindlichen Mutes als des feindlichen Kriegers [3]).“

1) Auch auf Moltkes geistige Entwicklung hat Clausewitz bekanntlich großen Einfluß gehabt. Ebenda S. V.

2) Ebenda S. 731—800.

3) Ebenda S. 224.

Nachstehender Auszug aus dem Leitfaden enthält das Wichtigste, was für unsere Aufgabe nötig ist [1]):

Prinzipien des Gefechts [2]).

1. Jeder Kampf ist eine Äußerung der Feindschaft, welche instinktartig in denselben übergeht (Nr. 30 ff.). Dieser Instinkt zum Anfall und Vernichtung seines Feindes ist das eigentliche Element des Krieges. Die Feindschaft bleibt nicht bloßer Instinkt, der überlegende Verstand tritt hinzu, und es wird nun durch die Unterordnung der Gemütskräfte eine Handlung der Absicht. Auch fehlt es nie an dem Kollektivhaß beider Parteien, an dem sich im Kampfe selbst oft ein wirkliches Feindschaftsgefühl entzündet. Aber selbst dieses wieder kann durch Ruhmbegierde, Ehrgeiz, Eigennutz, Esprit de Corps ersetzt werden.

Um so seltener ist der bloße Wille des Befehlshabers (der bloße vorgeschriebene Zweck) das einzige Motiv des Handelns in den Fechtenden, als im Kampfe, dem Gebiete der Gefahr, die Gemütskräfte besonders zur Wirkung kommen (Nr. 38 ff.). Die Gemütskräfte und der Genius des Führers sind als eigene moralische Größen zu betrachten, deren Wirkung infolge ihrer Verschiedenheit und Elastizität nicht vom Verstande zu berechnen ist (Nr. 42 u. 43); je mehr sie aber ausgenutzt werden, um so kräftiger und erfolgreicher wird der Kampf.

Gefechtsarten [3]).

2. Alle Erfindungen der Kunst, als die Waffen, Organisation, taktische Grundsätze, Übung und Ausbildung der Truppen, sind Beschränkungen des natürlichen Instinkts, der auf Umwegen zu einem wirksameren Gebrauch seiner Kräfte geführt werden soll (45 ff.). Von allen Waffen, die der menschliche Verstand erfunden hat, sind die Nahwaffen die natürlichsten, welche dem Instinkt am meisten zusagen; die Waffen, mit denen der Feind schon in der Ferne bekämpft wird, sind mehr Instrumente des Verstandes; sie lassen die Gemütskräfte fast ganz ruhen. Die Waffen zerfallen nach ihrem Gebrauch in zwei Hauptgattungen, in Hieb- und Stoßwaffen und in Feuerwaffen, durch welche zwei Fechtarten oder Gefechtsformen: Hand- oder Nahgefecht und Fern- oder Feuergefecht, entstehen (Nr. 49 ff.). Beide haben die Vernichtung des Gegners zum Zweck; im Handgefecht ist die Vernichtungsabsicht so augenscheinlich, daß sich der, welcher sich im Nachteil fühlt, der Gefahr meist durch die Flucht zu entziehen sucht, wodurch die Vernichtungskraft dieser Gefechtsart sehr geschwächt wird und ihre Hauptwirkung mehr im Vertreiben als Vernichten besteht. Da im Feuergefecht die Gefahr weniger augenscheinlich ist, und die Wirkung derselben erst durch ihre Dauer und ihre Summe Eindruck macht, so ist es nicht durchaus notwendig, daß sich der in Nachteil geratene Teil der Gefahr entzieht; die Vertreibung des Gegners erfolgt also nicht sogleich, und oft gar nicht, und muß im letzteren Falle durch das Handgefecht besorgt werden. Der generelle Zweck des Feuergefechtes ist also nicht mehr Vertreibung, sondern in die Vernichtung und Schwächung der feindlichen Streitkräfte gesetzt. Dementsprechend sind das Handgefecht mit dem Zweck der Vertreibung und das Feuergefecht mit dem Zweck der Zerstörung als die eigentlichen Instrumente der Entscheidung, bzw. der Vorbereitung, zu betrachten (Nr. 60).

---

1) Ebenda S. 731 ff.

2) Ebenda S. 736 Nr. 51 ff.

3) Ebenda S. 744.

Durch die im Feuergefecht entstehende Schwächung kann der Rückzug selbst motiviert, oder es kann dem Handgefecht vorgearbeitet werden. Durch die beim Handgefecht beabsichtigte Vertreibung des Feindes kann ein eigentlicher Sieg erlangt werden. Wo aber das Handgefecht nur zwischen Teilen des Ganzen stattfindet, kann der Erfolg im einzelnen nur als ein Sieg im Teilgefecht betrachtet werden. Für das Teilgefecht kann also das Feuergefecht als ein Zerstörungsakt, das Handgefecht als ein Entscheidungsakt angesehen werden (Nr. 72 u. 114).

Gefechtsakte. 3. Bei großen Massen (also in den großen Schlachten) wird der Zerstörungsakt aus einer Reihe nebeneinander stattfindender Feuergefechte und ebenso der Entscheidungsakt aus mehreren Handgefechten bestehen (Nr. 118 ff.). Dabei wächst die Bedeutung des Zerstörungsaktes mit der Größe des Ganzen, denn um so wichtiger wird die physische Vernichtung, durch welche die Entscheidung vorbereitet werden muß. Diese Vorbereitung liegt darin, daß sich die Masse zwar auf beiden Seiten verringert, das Verhältnis sich aber zu unserm Besten verändert. Das Feuergefecht hat die Eigenart, daß in ihm die Überlegenheit der Zahl nicht auch die der Wirkung hervorruft, weil das, was durch die größere Menge der Schüsse gewonnen wird, durch das bessere Ziel, welches der Stärkere dem Schwächeren darbietet, verloren geht. Es ist dies aber für die Ökonomie der Kräfte von großer Wichtigkeit. (Nr. 89 b.) Nach einem mehrstündigen Feuergefecht ist die Kampfkraft der eingesetzten Truppen wie eine verbrauchte Schlacke zu betrachten. Es sind eigentlich nur noch die intakten Reserven und die Truppen, welche wenig gelitten haben, als brauchbar anzusehen. Der Verbrauch der feindlichen Streitkräfte besteht nämlich nicht nur in allem, was physisch außer Gefecht gesetzt ist, den Toten, Verwundeten und Gefangenen, sondern auch in dem, was physisch und moralisch erschöpft ist; denn die Leute sind zum Teil von den Anstrengungen mitgenommen, haben sich verschossen, glauben für diesen Tag das Ihrige getan zu haben; ihre Kampfkraft ist befriedigt, ihr Mut abgestumpft, ihr Gemüt durch die im Kampfe erhaltenen Eindrücke niedergeschlagen usw. Im Zerstörungsakt geht die Hauptabsicht beider Feldherren dahin, sich ein Übergewicht für den Entscheidungsakt zu verschaffen. Es ist hier schon von beiden Seiten ein behutsames Vorschreiten zum Ziel. Im Zerstörungsakt muß das Bestreben der höchsten Ökonomie der Kräfte herrschen (Nr. 140). Das Urteil des Führers auf jeden Punkt und des Feldherrn für das Allgemeine muß bestimmen, ob sich die sich darbietende Gelegenheit zu einer Entscheidung eignet oder nicht.

Die Entscheidung ist dasjenige Ereignis, wodurch der Entschluß zum Abzuge in einem der Feldherren hervorgerufen wird. Ist dies schon während des Zerstörungsaktes der Fall, so findet kein besonderer Entscheidungsakt statt (Nr. 156). Der gewöhnlichste Fall aber ist, daß die Entscheidung im Laufe des Vernichtungsaktes nach und nach reift, daß aber der Entschluß des Besiegten durch ein besonderes Ereignis den letzten Anstoß erhält. Bei großen Massen wird der Entscheidungsakt niemals in einem bloßen Handgefecht bestehen, sondern es wird ein neues Feuergefecht nötig, welches im Charakter des Anfalles selbst ausgeführt wird. Im allgemeinen wird aber das Handgefecht vorherrschen. Wenn im Vorbereitungsakte die höchste Ökonomie der Kräfte vorherrscht, so muß im Entscheidungsakte die Überwältigung durch die Zahl in den Vordergrund treten (Nr. 174). So wie im Vorbereitungsakte

Geduld, Standhaftigkeit und Kälte besonders zur Geltung kommen, so sollen im Entscheidungsakt Kühnheit und Feuer vorherrschen.

Die Ansicht, daß jedes Gefecht in zwei getrennte Akte zerfällt, wird bei der ersten Betrachtung viel Widerspruch finden (Nr. 188 b). Man denkt sich den Gegensatz zwischen Angriff und Verteidigung zu groß, und beide Tätigkeiten zu antithetisch. Die Folge ist, daß man sich den Angreifenden vom ersten Augenblick bis zum letzten mit einem gleichmäßigen, unausgesetzten Streben zum Vorschreiten vorstellt. Hiernach wäre nichts natürlicher, als daß jeder Angriff mit der höchsten Energie des Sturmes anfinge. Wir behaupten, daß die ganze hier berührte Vorstellungsart von der ungemischten Natur des Angriffs falsch ist, weil sie nur „äußerst wenigen, sehr eigentümlichen Fällen" entspricht. Ist aber der Anfang mit dem Handgefecht und der Entscheidung bei größeren Gefechten nicht in der Natur der Dinge, so entsteht von selbst die Teilung in Vorbereitung der Entscheidung durch das Feuer und in Entscheidung, also (!) in die beiden Akte, mit denen wir uns beschäftigt haben (Nr. 201). Indem wir aber diesen Unterschied der Gefechtstätigkeit feststellen, legen wir weniger Wert auf regelmäßige Absonderung und Trennung in die beiden Akte, als darauf, daß das, was wesentlich verschieden ist, auch in der Vorstellung gesondert wird, weil es sich auch in der Form des Gefechts geltend macht.

4. Clausewitz versuchte die Verschiedenheit der Wirkungen nicht nur aus der Verschiedenartigkeit der Seelenvermögen (Instinkt und Verstand, s. S. 17) und der Waffen (Nah- und Fernwaffen), sondern auch aus dem den taktischen Wirkungen innewohnenden polaren Gegensatz herzuleiten: Polarität der taktischen Wirkungen[1].

Die Zeitbestimmung durchdringt den Gegenstand von einem Ende bis zum anderen mit einem höchst entscheidenden gesetzgebenden Gedanken, nämlich mit der Möglichkeit eines sukzessiven Gebrauchs der Streitkräfte (Nr. 290). An und für sich ist bei der gemeinschaftlichen Wirkung einzelner Kräfte die Gleichzeitigkeit eine Grundbedingung. Dies ist auch im Kriege und namentlich im Gefecht der Fall. Denn da die Zahl der Streitkräfte in dem Produkt derselben ein Faktor ist, so wird bei übrigens gleichen Umständen die gleichzeitige Anwendung aller Streitkräfte, d. i. die Vereinigung derselben in der Zeit gegen einen Feind, der sie nicht alle zugleich anwendet, den Sieg ergeben. Aber dies setzt die beiden Bedingungen voraus, daß die Zahl kein Maximum haben könne, und daß der Gebrauch der Kraft keine Grenzen habe. Nun begrenzt aber oft schon der vorhandene Raum die Zahl der Streiter, die in Wirksamkeit kommen können. Aber eine viel wirksamere Beschränkung der Zahl liegt in der Natur des Feuergefechts, denn wir haben gesehen (s. S. 18), daß die größere Zahl in demselben innerhalb gewisser Grenzen nur die Wirkung hat, die beiderseitige, also die Gesamtkraft des Feuergefechts zu verstärken; sie erreicht also da leicht ein Maximum, das sich ganz nach dem individuellen Fall, nach dem Terrain, dem moralischen Verhältnis der Truppen und den näheren Zwecken des Feuergefechts bestimmt. Ebenso hat der Gebrauch ein und derselben Streitkraft seine Grenzen, wie ebendaselbst dargetan ist.

1) Ebenda S. 765 ff.

Da der gleichzeitige und sukzessive Gebrauch der Streitkräfte einander entgegengesetzt sind und jeder seine Vorteile hat, so sind sie als ein Paar Pole zu betrachten, welche den Entschluß an sich ziehen und ihn dadurch auf den Punkt stellen, wo sie sich ausgleichen, vorausgesetzt, daß dieser Entschluß die gegenseitige Kraft richtig schätzt (Nr. 321). Es kommt jetzt darauf an, die Gesetze dieser Polarität, d. h. die Vorteile und Bedingungen beider Kraftverwendungen kennen zu lernen und dadurch auch ihr Verhältnis zueinander. Die gleichzeitige Anwendung der Kräfte kann eine Steigerung erfahren bei gleicher oder bei größerer Front, d. h. umfassend. Nur was zu gleicher Zeit zur Wirksamkeit gebracht wird, kann als gleichzeitig angewendet betrachtet werden. Drei Glieder können allenfalls im Feuergefecht noch zugleich wirken, sechs unmöglich.

Im Handgefecht entscheidet die Überlegenheit der Zahl vor allen Dingen, und die gleichzeitige Anwendung der Kräfte hat so sehr den Vorzug vor der sukzessiven, daß diese durch den bloßen Begriff fast ganz ausgeschlossen wird. Das Handgefecht ist nämlich eine Entscheidung, die fast ohne alle Dauer ist.

Das Handgefecht hat praktisch genommen keine Dauer. In dem Augenblick, in welchem sich ein Kavallerieregiment auf das andere stürzt, ist die Sache entschieden; nicht viel anders ist es bei der Infanterie und bei großen Massen (Nr. 300).

Die Umfassung gestattet, eine größere Zahl in Wirksamkeit zu bringen und die Feuerwirkung mehr zu konzentrieren. Die Steigerung der Überzahl durch Umfassung nimmt mit der Masse ab. Die umfassende Form hat außerdem den Nachteil, daß sie größere Wege und mehr Zeit braucht und dadurch die Einheit des Ganzen schwächt. Sind also die Vorteile des Umfassens bei kleinen Fronten sehr groß und die Nachteile sehr klein, nehmen die ersteren ab, die anderen zu mit dem Wachsen der Fronten, so muß es einen Punkt geben, wo sie sich das Gleichgewicht halten, und an dem die Frontausdehnung dem sukzessiven Kräftegebrauch keine Vorteile entgegenstellt. Dieser Indifferenzpunkt zwischen den beiden Polen ist verschieden je nach der Größe der Masse und nach Verhältnissen und Absichten beider Teile. Der Schwächere und der Vorsichtigere muß der sukzessiven, der Stärkere und der Kühnere der gleichzeitigen Kraftanstrengung den Vorzug geben (Nr. 390 ff.).

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Angreifende der Stärkere oder der Kühnere ist; die umfassende Form des Gefechts, d. h. diejenige, welche die meiste gleichzeitige Kraftanstrengung bei uns und beim Gegner bedingt, ist also dem Angreifenden natürlich. Die umfaßte, d. h. die, welche auf sukzessive Kraftanstrengung angewiesen ist, ist also die natürliche Form der Verteidigung. In dem ersteren liegt die Tendenz einer schnellen Entscheidung, in dem letzteren die des Zeitgewinnes, und sind diese Tendenzen mit dem Zweck beider Gefechtsformen in Harmonie.

Angriff und Verteidigung[1]. 5. Das Gefecht besteht nämlich aus Angriff und Verteidigung; ersterer ist die positive, letztere ist die negative Absicht; jener will den Gegner vertreiben, dieser will sich bloß erhalten (Nr. 73 ff.). Das Erhalten ist aber kein bloßes Aushalten, also kein Leiden, sondern es hängt von einer aktiven Rückwirkung ab, welche in der Vernichtung der angreifenden Streitkraft besteht. Also ist nur der Zweck, nicht

1) Ebenda S. 738.

das Mittel als negativ zu betrachten. In bezug auf die Art des Gefechtes gibt es nur zwei Unterschiede, die überall vorkommen; der erste entspringt aus der positiven oder negativen Absicht und gibt den Angriff und die Verteidigung. Der andere aus der Natur der Waffen und gibt Feuer- und Handgefecht [1]; dieses ist das Element des Angriffs, ersteres das der Verteidigung. Der Kampf kann nur um den Sieg geführt werden, der also ebensogut Zweck der Verteidigung wie des Angriffs ist. Doch besteht ein höchst wesentlicher Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung, welcher aber auch der einzige im Prinzip ist. Nämlich, daß der Angreifende die Handlung will und ins Leben ruft, der Verteidiger aber dies abwartet, der Gang des Gefechts aber dadurch nicht weiter bedingt wird (Nr. 264 u. 271 b). Dies Prinzip geht durch das ganze Gebiet des Gefechts, und aus ihm fließen ursprünglich alle Unterschiede zwischen Angriff und Verteidigung. Warum schlägt sich nun der Verteidiger? d. h. warum nimmt er das Gefecht an? Weil er die positive Absicht des Angreifers nicht zulassen will; der notwendige Teil in der Absicht des Verteidigers ist also negativ. Für jetzt ziehen wir aus dem Bisherigen nuden Schluß, daß die Absicht von Angriff und Verteidigung nicht bloß über den Beginn etwas bestimmt, sondern die Handlung auch in ihrem Verlauf durchdringen kann, daß also dadurch wirklich zwei verschiedene Arten des Gefechts gegeben werden (Nr. 277).

Den Angriff als die vorteilhaftere und stärkere Form des Gefechts zu betrachten, führt zu einem Absurdum, denn der Vorteil des Verteidigers, sich des Terrains als einer Hilfsmacht zu bedienen, ist in sehr vielen Fällen von größerer Bedeutung; der Verteidiger hat durch das Terrain eine Menge Veranlassung, den Gang des Gefechts im voraus zu bestimmen. Ist er aber darin zu weit gegangen, so kann sich der Angreifer diesen Maßregeln entziehen, und dann entsteht auf der Stelle eine tot Kraft. Der Angreifer kann nämlich einen Teil unbekämpft lassen und wird dadurch stärker gegen die anderen, und zwar im gleichzeitigen oder im sukzessiven Gebrauch der Streitkräfte; es entsteht dann eine künstliche Steigerung seiner Macht durch eine größere Vereinigung derselben im Raume; dieses Mittel ist ein höchst wichtiges Element aller Gefechtspläne, ja das am meisten gebrauchte (Nr. 463). Eine solche Vereinigung von Kräften auf einen Punkt ist immer mit auf die Hoffnung gegründet, den Gegner mit dieser Maßregel zu überraschen; die Möglichkeit der Überraschung liegt in dem früheren Entschluß. Die Kraftvereinigung gegen einen Punkt hat neben ihrem objektiven auch einen subjektiven Vorteil für den Feldherrn, nämlich den, den Hauptteil seiner Macht mehr in seiner Hand zu haben.

6. Definition A. Der Plan des Gefechts macht die Einheit desselben möglich, welche jedes gemeinschaftliche Handeln bedarf. Diese Einheit ist nichts anderes als der Zweck des Gefechts; von ihm gehen die Bestimmungen aus, welche für alle Teile nötig sind, um den Zweck auf die beste Art zu erreichen. **Plan und Führung**[2].

B. Wir verstehen auch unter Plan alle Bestimmungen, welche für das Gefecht gegeben werden, sei es vor oder während desselben, also die ganze

---

1) Ebenda S. 762 Nr. 257 ff.

2) Ebenda S. 757 Nr. 220 a ff.

Einwirkung der Intelligenz auf die Materie. Offenbar besteht aber ein wesentlicher Unterschied zwischen den Bestimmungen, die vorher, und denen, welche während des Kampfes gegeben werden müssen. Das erstere ist der Plan im eigentlichen Sinne, das letztere kann man die Führung nennen. Die Ursache liegt in der Verschiedenheit der Umstände, unter denen die Intelligenz wirkt. Da Mangel an Zeit die Übersicht einschränkt, so beschränkt er auch die Überlegung. Es kann also weniger ein vergleichendes und abwägendes oder kritisches Urteil als der bloße Takt im Gefecht wirksam werden, d. h. ein zur Übung gewordener Handgriff des Urteils. Wenn also das Urteil des Verstandes auf jede Weise geschwächt wird, kann es sich nur zum Mute [1]) flüchten.

Zweck des Gefechts [2]).

7. Der Zweck des Gefechts kann sein: α) Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, β) Besitz irgendeines Gegenstandes, γ) der bloße Sieg als Zeichen der Waffenehre. Diese drei Zwecke können nur durch den Sieg erreicht werden. Sieg ist der Abzug des Feindes vom Kampfplatze. Dies kann der Feind nur tun, a) wenn er zu viel verloren hat, also die Übermacht fürchtet oder findet, daß der Zweck ihn zu viel kosten würde, b) wenn er in seiner Ordnung zu sehr gestört ist, also in der Wirksamkeit des Ganzen, c) wenn er in Nachteil des Terrains gerät, also zu viel Verlust bei der Fortsetzung des Kampfes fürchtet, d) wenn die Form in der Aufstellung der Streitkräfte von zu großen Nachteilen begleitet ist, e) wenn er gewahr wird, daß der Gegner ihm an Zahl oder an moralischer Kraft zu sehr überlegen ist (Nr. 2 ff.). Mittel zum Sieg ist das Gefecht, welches auf die eben genannten Gegenstände als seinen näheren Zweck gerichtet ist; dieser ist also das Ziel, diejenige Richtung, nach der alle Tätigkeiten hinlaufen sollen. Aber jene Ziele können nur durch Vernichtung feindlicher Streitkräfte erreicht werden, welche also bei allen als Mittel erscheint. In den meisten Fällen ist sie auch der Hauptzweck selbst, und ist dann auch der Plan auf die möglichst größte Vernichtung anzulegen. Nimmt sie aber eine untergeordnete Stellung ein, dann wird nur eine genügende Vernichtung gefordert. Man darf dann die nächsten Wege zum Ziele einschlagen. Insofern etwas ganz Allgemeines [3]) über den Plan des Gefechts festzustellen ist, kann es sich also nur auf die wirksamste Anwendung der eigenen Streitkraft zur Vernichtung der feindlichen beziehen (Nr. 275 ff.) [4]).

---

1) Ebenda S. 796 Nr. 570 ff. Hier folgt eine eingehende Betrachtung über die verschiedenen Arten des Mutes (persönlicher Mut, Mut des Verstandes, Standhaftigkeit, Entschlossenheit, Kühnheit usw.) und die Bedeutung des bloßen Taktes des Urteils. Clausewitz' Anschauungen kommen hier fast ganz mit denen des Kapitels über die „kriegerische Tugend" überein. Siehe weiter vorn Seite 11 ff.

2) Ebenda S. 731 ff. Nr. 1 ff. u. S. 758 Nr. 225 ff.

3) Allgemeingültiges?

4) Nach diesem Auszug kann man natürlich nicht den Wert des Leitfadens beurteilen, denn es ist sehr viel Wichtiges und Gutes gar nicht erwähnt worden. Es war für unsere Aufgabe durchaus nötig, den ziemlich willkürlich zusammengetragenen Stoff systematisch zu ordnen. Auch haben wir uns nicht gescheut, den Auszug durch kleine Änderungen der oft sehr weitschweifigen Schreibweise lesbarer und verständlicher zu machen. D. V.

ad 1. Von den Seelenkräften, welche er als Urprinzip anerkannt hat, hat Clausewitz den Instinkt zum Anfall, den Drang an den Feind, als die wichtigste angesehen; dies hatte ihn seine große, durch Nachdenken vertiefte Erfahrung gelehrt. Aber auch den Intellektualeigenschaften, namentlich dem Verstand, hat er für den Kampf eine wichtige Rolle zugestanden. Ebenso war ihm auch der große Unterschied, welcher zwischen den Wirkungen dieser beiden Seelenvermögen vorhanden ist, nicht entgangen. Wenn auch dem großen Haufen, der mit dem Bajonett oder dem Säbel gegen den Feind anstürmt, eine große Verstandestätigkeit nicht nötig ist, so ist doch dem einzelnen Manne in der Schützenlinie für seine Aufgabe oft eine tüchtige Intelligenz notwendig. Die eigenartige Geschicklichkeit der französischen Infanterie im Tiraillieren hatte Clausewitz oft genug zu bewundern Gelegenheit gehabt. Auch konnte ihm die große Bedeutung, welche der Wille des Befehlshabers und der von ihm vorgeschriebene Zweck auf das taktische Handeln haben, nicht entgehen.

Schon hier soll gesagt werden, daß jener Gegensatz zwischen Instinkt und Verstand wohl vorhanden ist, aber nicht jenen ausschließenden polaren Charakter trägt, welcher mit der Zunahme der einen Tätigkeit eine entsprechende Verringerung der andern bedingt. Bekanntlich kann gerade bei Kriegshandlungen großer Wille im Verein mit hohem Verstande sich besonders erfolgreich betätigen [1]). Es fehlt diesen Seelenvermögen nämlich das formale Element, welches zu ihrer Zerlegung (Differenzierung) erforderlich sein würde.

ad 2. Wahrscheinlich ist Clausewitz aus diesem Grunde der logischen Forderung nicht nachgekommen, aus dem geistigen Hauptprinzip des Gefechtes auch die Arten desselben unmittelbar herzuleiten. Statt dessen hat er, indem er das fehlende formale Element durch das Maß der Entfernung ersetzen zu können glaubte, das Nah- bzw. Handgefecht und das Fern- bzw. Feuergefecht als die beiden Grundformen des Gefechts aufgestellt. Aus den beiden Prinzipien Hand- und Feuergefecht will er nicht nur die Grundarten der Wirkungen und ihrer Zwecke, sondern auch ihre Bedeutung für die großen Gefechtsakte (Zerstörungs- und Entscheidungsakt), ja selbst die verschiedenen Haupt-Kampfformen (Angriff und Verteidigung) herleiten. Ein solcher Versuch war jedoch nicht ohne

---

1) Vgl. S. 16.

eine gewisse Gewaltsamkeit trotz alles aufgewandten Scharfsinns durchzuführen.

Da es sich hier um eine höchst wichtige Prinzipienfrage handelt, muß die Untersuchung näher auf dieselbe eingehen. Zunächst muß auffallen, daß Clausewitz die große Verschiedenheit der Wirkungen unmittelbar aus diesen beiden einfachen Prinzipien zu erklären versucht und nicht neben diesen Elementen auch jenen Willen des Befehlshabers, dessen Wirkung er so hoch gestellt hat (S. 17 Nr. 48), als Faktor der Wirkung in Betracht gezogen hat. Wenn auch zugestanden werden soll, daß die Führung, und ganz besonders die des Feldherrn, oft keine bemerkbare und sogar unter Umständen eine negative Einwirkung auf das Handeln der Truppen ausübt, so ist doch in vielen Fällen, namentlich bei einem genialen Feldherrn, die Führung ein Faktor von so entscheidender und evidenter Kausalwirkung, daß er keinesfalls außer acht gelassen werden darf. Nach Clausewitz' Meinung sind ja die Gemütskräfte und das Genie des Führers im Kriege als eigene moralische Größen zu betrachten, deren Berücksichtigung eine der wichtigsten Aufgaben in der Theorie ist [1]). Clausewitz hat also hier gegen die eigene Meinung verstoßen. Hätte er diesen methodischen Fehler nicht gemacht und den Faktor Führung in der erforderlichen Weise in Rechnung zu stellen gesucht, so würde er bald belehrt sein, daß auf dem Gebiete des Krieges, wo alles wegen der Verschiedenartigkeit und Elastizität der seelischen Wirkungen [2]) einen ausgesprochen individuellen Charakter trägt, mit so starren und unanschaulichen, weil zu begrifflichen Prinzipien wie Hand- und Feuergefecht nicht viel wertvolle Erkenntnis zu schaffen sei. Voraussichtlich hätte er dann auch erkannt, daß es methodisch weit wichtiger und fruchtbarer sei, von einzelnen konkreten Beispielen bei der Untersuchung auszugehen, und namentlich von solchen, welche sich durch ihren charakteristischen und anschaulichen Verlauf besonders auszeichnen.

Der Übergang von dem geistigen Prinzip (Seelenkräften) zum Hand- und Feuergefecht mußte u. E. näher begründet werden. Weil das Handgefecht dem Instinkt und das Feuergefecht dem Verstande besonders zusagen, kann man sie in bezug auf ihre Bedeutung noch nicht als gleich ansehen. Daß Clausewitz dies als zu-

---

1) Siehe auch S. 14.

2) Ebenda Nr. 42.

lässig erachtet hat, wäre u. E. nur daraus zu erklären, daß er zwischen Instinkt und Handgefecht einerseits und zwischen Verstand und Feuergefecht anderseits ein Identitätsverhältnis angenommen hat. Dies ist nicht unmöglich, denn er hat auch sonst in vielen Fällen zur Erklärung geistiger Vorgänge mit Vorliebe Analogien aus der Körperwelt herangezogen. In dieser Richtung ist der Einfluß Hegels, dessen Anschauung über das Verhältnis der Geistes- zur Körperwelt auf seine Zeit geradezu maßgebend gewesen ist, auch bei Clausewitz nicht zu verkennen. Keinesfalls aber hat dieser die Waffenwirkung als eine rein materielle und mechanische angesehen, denn er nennt die Waffen Erfindungen der Kunst und des Verstandes mit dem Zweck, die Wirkung des Instinktes auf Umwegen zu steigern [1]. Dieser Ansicht, daß in der Waffe nicht nur Naturkräfte nach mechanischen Gesetzen tätig sind, sondern auch geistige Ursachen in ihnen wirken, ist sehr interessant und wohl zu beachten.

Da es sich hier um eine sehr wichtige Frage unseres Problems handelt, soll die Untersuchung an der Hand eines anschaulicheren Beispiels näher auf dieselbe eingehen. Das moderne Infanteriegewehr besitzt eine höchst sinnreiche und komplizierte Einrichtung; diese ist das Produkt mannigfacher Zweckvorstellungen, die das richtige Funktionieren der einzelnen Teile des Gesamtmechanismus bewirken (Einrichtung des Laufes, des Verschlusses, der Visiervorrichtung usw.). Jene Zweckvorstellungen hatten zu ihrer Entwicklung eine große Summe von Nachdenken und zahlreiche Versuche nötig; das moderne Gewehr ist ja keine Originalschöpfung, sondern hat sich allmählich erst aus einer langen Reihe von Gewehrsystemen entwickelt, von denen es die meisten seiner Einrichtungen übernommen hat. Es handelt sich dabei um jene geistigen (kulturellen) Nachwirkungen, deren kausale Bedeutung nur selten voll und richtig gewürdigt wird. Ein Fehler oder eine Lücke in jenen Zweckvorstellungen, ein Mangel oder ein Versehen in ihrer technischen Ausführung verändert die beabsichtigte Wirksamkeit des kunstvollen Mechanismus in schädlicher Weise. Selbst die Herstellung der zur Gewehrfabrikation erforderlichen Maschinen sowie die richtige Bearbeitung des Rohmaterials setzen eine lange Kulturentwicklung voraus.

Schon diese wenigen Striche lassen erkennen, wie berechtigt jener

1) Siehe S. 17 (Nr. 45 ff.).

Hinweis von Clausewitz auf die in den Waffen vorhandenen Kultur- und Geisteseinflüsse ist; von ihnen hängt in erster Linie die Qualität der Waffe, ihre Leistungsfähigkeit und die Gleichmäßigkeit ihrer Wirkung ab, welche ohne die fortgeschrittene Erkenntnis der in der Natur wirkenden Gesetze nicht möglich wären. Nur soweit wir die Natur mit unserem Geiste durchdringen, vermögen wir sie unsern Zwecken dienstbar zu machen. Zweckwirkung ist stets Geisteswirkung. Wir vermögen aber nur die „Gesetzmäßigkeit der Naturvorgänge" zu erkennen, nicht aber in das innere Wesen[1]) derselben einzudringen. Die naturwissenschaftliche Erklärungsweise kann also auch nie dazu dienen, das Wesen geistiger Vorgänge zu deuten. Sollte man nicht aus diesem Grunde, da wir zu letzterem in einem viel unmittelbareren Verhältnis stehen, auch prinzipiell der geistigen Kausalerklärung den Vorzug geben, soweit dies irgend zulässig ist?

Zur Waffenwirkung gehört aber nicht nur die Waffe, sondern auch der Krieger, von dessen Geschicklichkeit die Treffwirkung des Gewehrs in erster Linie abhängt. Der moderne Mehrlader, der in der Hand eines Buren ein furchtbares Instrument ist, ist in der Hand eines ungeübten Rekruten nicht viel mehr als ein ungefährliches Spielzeug. Die Übung im Anschlagen, Zielen usw., welche so wichtig ist, besteht keineswegs in einem Mechanisieren der Geisteskräfte, vielmehr in einem Automatisieren derselben. Die Bewegungen, die anfangs langsam und ungeschickt, aber mit Überlegung gemacht werden, werden bei fortschreitender Fertigkeit immer schneller und geschickter, aber auch immer unbewußter[2]) ausgeführt, bis sie zu rein gefühlsmäßigen, höchst zweckmäßigen Automatismen geworden sind. Aber selbst der beste Schütze wird dem Gegner nicht viel schaden, wenn er nicht in der erforderlichen seelischen Verfassung ist, wenn er nicht seine Ruhe behält, schlecht zielt, Angst hat usw.

Auf das eigentliche Wesen der materiellen Geschoßwirkung können wir hier natürlich nicht näher eingehen, da uns

---

1) Wenigstens so lange wie man das Wesen der Natur im Körperlichen und Materiellen sucht. Wenn man dieser aber ein geistiges Prinzip zuerkennt, kann man, wie Schopenhauer getan hat, gewisse Analogieschlüsse von diesem auf die Körperwelt machen.

2) Diese z. B. beim „Schießen", ebenso wie beim „Reiten" so wichtige unbewußte Seelentätigkeit wird oft fälschlicherweise für eine mechanische gehalten; sie ist für den Gebrauch und die Ökonomie der Seelenkräfte höchst wichtig.

dies ganz auf das Gebiet der Metaphysik führen würde. Wir wollen die Begründung der Frage, warum die sogenannte Materie im letzten Grunde ebenfalls geistiger Natur ist, der Philosophie und der Naturwissenschaft überlassen [1]).

Obgleich Clausewitz die vielfachen geistigen Einflüsse, welche sich im Feuergefecht geltend machen, sehr wohl erkannt hat, kommt er überraschenderweise zu einer mechanistischen Anschauung dieser Gefechtsart, da er die vielfache Erfahrung, daß im Feuergefecht eine Schützenlinie oft einer doppelt so starken standgehalten hat, merkwürdigerweise nur aus dem Grunde erklären wollte, daß die größere Wirkung der stärkeren Schützenlinie durch das größere Ziel, welches sie dem schwächeren Gegner bietet, ausgeglichen wird (S. 18). Dieses Faktum muß aber meistenteils aus ganz anderen Ursachen erklärt werden. Clausewitz hat nämlich versäumt, hierbei in Betracht zu ziehen, welche Bedeutung der Gefechtszweck (z. B. das Hinhalten, Beschäftigen oder allmähliche Schwächen des Gegners), die Geländeverhältnisse (bessere Deckung oder Fronthindernisse) oder auch die überlegene Tüchtigkeit der Schützen (bessere Schießfertigkeit und Zweckstrebigkeit sowie größere moralische Kraft) und die Führung auf den Verlauf eines Feuergefechts haben können. Alle diese Faktoren haben aber größeren Einfluß als die Größe und Ausdehnung des Ziels. Durch die Überschätzung der Form desselben ist Clausewitz zu der weiteren, ebenfalls zu mechanistischen Ansicht geführt, daß schon allein durch den bloßen, sparsamen Einsatz der Kräfte jener Kräfteüberschuß erzielt werden könne, welcher die Unterlage der so wichtigen Ökonomie der Kräfte und eins der sichersten Mittel zum Siege bildet [2]). Daß Clausewitz' Anschauung hier nicht mit den Tatsachen übereinstimmt, wird der nächste Abschnitt [3]) zeigen.

Durch die einseitige, mechanistische Auffassung, zu welcher Clausewitz nunmehr über das Wesen des Feuergefechts gekommen ist, wird dieses von der Höhe eines wirksamen Prinzips zur Bedeutung eines mechanistischen Allgemeinbegriffs herabgedrückt, dessen Berechtigung

---

1) Näheres hierüber bei Paulsen, „Einführung in die Philosophie", bei Lange, „Geschichte des Materialismus", auch bei Wilh. Ostwald, „Überwindung des Wissenschaftlichen Materialismus" u. a. O.

2) Ebenda. Diese Ökonomie der Kräfte ist hauptsächlich ein Element der höheren Taktik.

3) Siehe S. 29 ff., 32.

nur für die Naturwissenschaft[1]) ausreicht. Für die geisteswissenschaftliche Betrachtung genügen diese Begriffe wegen ihrer Vieldeutigkeit und Unanschaulichkeit nicht, um die Verschiedenheit der hier in Betracht kommenden Faktoren und Wirkungen genügend zu kennzeichnen. Clausewitz hat hier die Dinge wie Hegel zu „begrifflich" und zu wenig „kausal" (d. i. im ursächlichen Zusammenhange) gesehen.

Um so mehr muß man bewundern, mit welcher feinen Intuition er geschaut hat, wie der subjektive Zweck des Zerstörens beim Handgefecht meist spontan in den objektiven Zweck des Vertreibens umschlägt, weil der Angegriffene aus Furcht vor der drohenden Vernichtung — also nicht infolge der materiellen Wirkung — sich rechtzeitig zurückzieht[2]). Der Angreifer erreicht hier also nicht den eigentlich beabsichtigten Zweck des Zerstörens, sondern eine nicht beabsichtigte Nebenwirkung. Diese Nebenwirkungen aber spielen im Gebiete geistiger Kausalität, und ganz besonders im Kriege, eine wichtige Rolle. Wie obiges Beispiel zeigt, sind sie psychologischer und nicht logischer Natur, können also nicht durch logische Abstraktion, sondern nur durch die Erfahrung erkannt werden. Hierin liegt der Hauptgrund, weshalb der subjektive Zweck (Absicht) und der objektive (erreichte Erfolg) oft so wenig übereinstimmen; letzterer ist natürlich für das Handeln maßgebender. Dementsprechend hat Clausewitz im Handgefecht wegen des gewöhnlich erreichten Zwecks der Vertreibung das Hauptinstrument der Entscheidung und im Feuergefecht, dessen tatsächlicher Zweck Zerstörung ist, das Hauptmittel der Vorbereitung und Zerstörung gesehen.

ad 3. Dieser Abschnitt enthält offenbar den wichtigsten und gelungensten Teil der Clausewitzschen Gefechtslehre. Hier hat er, indem er die Dinge von einem höheren Standpunkt ansah, die große Bedeutung festgestellt, welche **der Zerstörungsakt als Hauptakt** der Schlacht für die Gesamthandlung hat; hier ist er auf dem festen Boden der Erfahrung geblieben; er reicht nicht mehr das

---

1) Siehe S. 3. Die Stärke der Naturwissenschaft liegt in der Abstraktion; sie arbeitet mit formulierten Gesetzen und mit Allgemeinbegriffen, von denen viele hypothetischer Natur sind: z. B. Materie, Substanz, Atom, Kraft, Schwerpunkt usw.

2) Siehe S 17 (Nr 51 ff.). Es wirkt also das dunkle, die Seele bedrückende Gefühl großer Gefahr; ihre Wirkung ist fast immer viel größer als der unmittelbare Eindruck der Verluste, wie jeder denkende kriegserfahrene Offizier weiß. Diese Tatsache ist von der größten Wichtigkeit.

schwer verdauliche Brot abstrakter Begriffe, beschränkt sich auch im Verallgemeinern; hier gibt er unmittelbare Anschauung, geschöpft aus den persönlichen Eindrücken, welche er selbst in einer der interessantesten Kriegshandlungen aller Zeiten, der Schlacht von Ligny, empfangen hatte. Diese Schlacht, in der Napoleon zwei Tage vor der Katastrophe von Waterloo zum letzten Male seine geniale Kunst gezeigt hat, hat Clausewitz mit Recht für die höchste und deutlichste Offenbarung der Napoleonischen Schlachtentaktik angesehen; dieser sehr charakteristischen Kriegshandlung ist offenbar der Inhalt der meisten Sätze dieses Abschnittes entnommen, wie die kurze Darstellung ihres Verlaufs zeigt [1]).

Am Mittag des 16. Juni 1815 griff Napoleon mit 75000 Mann die etwa gleichstarke preußische Armee an, welche unter Blücher die Stellung bei Ligny eingenommen hatte. Zwei französische Korps waren zum Angriff der Mitte und des rechten Flügels der Stellung bestimmt, während der linke durch die Kavallerie Grouchys in Schach gehalten werden sollte. Fast die Hälfte der Armee stellte Napoleon hinter der Mitte der Schlachtlinie als Hauptreserve auf. Der Angriff der beiden französischen Korps traf auf mehrere widerstandsfähige und stark besetzte Dörfer, welche an dem die preußische Front markierenden Lignybach lagen. Da Blücher seine ganze Armee in die Front hatte rücken lassen, in welcher von seinen drei Armeekorps zwei hintereinander im Zentrum und auf dem rechten Flügel Stellung genommen hatten, während das dritte den linken Flügel besetzt hielt, so fanden die Franzosen von vornherein einen kräftigen Widerstand. Um den Besitz jener Dörfer entspann sich nun ein langer, mit äußerster Heftigkeit und wechselndem Glücke geführter, episodenreicher Kampf, in welchem sehr bedeutende Kräfte von beiden Gegnern nach und nach eingesetzt und verbraucht wurden. Infolgedessen und wegen mehrerer größerer Gegenangriffe hatte Blücher gegen Abend fast alle seine Truppen verausgabt, während Napoleon durch seine zweckmäßige Ökonomie der Kräfte noch über den größten Teil seiner Reserve verfügen konnte. Diese führte der Kaiser kurz vor Einbruch der Dunkelheit gegen die Mitte der feindlichen Stellung vor, durchbrach sie und zwang dadurch die Preußen zum Rückzug.

Die Schlacht bestand also aus zwei großen Akten, dem Zer-

---

1) Clausewitz hat selbst eine sehr interessante Schilderung der Schlacht in seinem Werke über den Feldzug von 1815 gegeben, den er als Generalstabschef des 3. Armeekorps mitgemacht hat.

störungs- und Entscheidungsakt, von denen der erstere in bezug auf Leistung und Wirkung den Hauptakt bildete. In ihm wurde durch eine große Zahl nebeneinander stattfindender Teilkämpfe die Masse der Kämpfer auf beiden Seiten bedeutend verringert, aber das Verhältnis der Kräfte durch zweckvolleren Haushalt zugunsten Napoleons verschoben. Nachdem auf diese Weise die Entscheidung allmählich vorbereitet und herangereift war, konnte Napoleon durch den Massenangriff der erübrigten Reserven mit Sicherheit den Entscheidungsakt durchführen, in welchem jetzt die Überzahl den Ausschlag gab. Während die Hauptkunst Napoleons im Zerstörungsakt hauptsächlich in der virtuosen Ökonomie der Kräfte lag, war im Entscheidungsakt die Gestaltung der Handlung die Hauptsache.

Indem Clausewitz dieses unübertreffliche Musterbeispiel seiner Untersuchung zugrunde legte, gelangte er zu wichtigen Erkenntnissen. Er ist der erste, welcher die Bedeutung der beiden Hauptakte der Napoleonischen Schlachtentaktik, des Zerstörungs- und Entscheidungsaktes, richtig erkannt und dargelegt hat; es ist sehr merkwürdig, daß diese Erkenntnis nicht eine viel größere Wirkung auf die taktische Lehre ausgeübt hat, was nur dadurch zu erklären ist, daß Clausewitz auch hier den konkreten Vorgang, von welchem er ausgegangen ist, nicht direkt bezeichnet hat. Das war in diesem Falle besonders nachteilig, weil die begriffliche Fassung der Clausewitzschen Sätze überhaupt sehr wenig Anschauung gibt. Hätte er direkt auf Ligny hingewiesen, so würde auch manche seiner weniger glücklichen Auffassungen an dieser Schlacht nachgeprüft, vertieft und berichtigt worden sein. Auch hat er der hier ausgesprochenen Grundanschauung einzelne Züge anderer Schlachten beigemischt, welche mit Ligny gar nicht in Vergleich gestellt werden können; so sind jene Schlachten [1]), welche schon während des Zerstörungsaktes abgebrochen sind, schon deshalb nicht neben Schlachten von dem Charakter Lignys zu nennen, weil bei ihnen die entscheidende Bedeutung der Hauptakte gar nicht zur Erscheinung kommen konnte.

Da Clausewitz als junger Offizier ganz auf dem Boden der Friderizianischen Taktik gestanden hatte, die von der Napoleonischen gerade in bezug auf Zahl und Bedeutung der Gefechtsakte wesentlich

---

1) Siehe S. 25 (Nr. 157); solche Schlachten sind z. B. Castiglione, Smolensk, Bautzen, Dresden, Borodino.

abweicht, so konnte er keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß seine Ansicht bezüglich der Trennung der Schlacht in zwei ganz verschiedene Akte bei seinen Zeitgenossen auf einen lebhaften Widerspruch stoßen würde. Diesem suchte er durch eine sehr interessante Polemik[1]) zu begegnen, welche aber den beabsichtigten Zweck nicht erreicht hat und nicht erreichen konnte. Clausewitz sucht nämlich den Gegensatz, der ihm hier in der Art der taktischen Wirkungen entgegengetreten ist, in der Verschiedenheit von Angriff und Verteidigung. In diesen liegt er aber gar nicht. Die absurde Vorstellung, daß der Angreifer stets in einem gleichmäßigen und unausgesetzten Vorschreiten begriffen sei und daher jeder Angriff mit der höchsten Energie des Sturmes beginnen müsse, brauchte von Clausewitz nicht widerlegt zu werden. Das apodiktisch verneinende Urteil, daß jene ganze berührte Vorstellungsart von der ungeteilten Natur des Angriffs falsch sei, weil sie nur äußerst wenigen, sehr eigentümlichen Fällen[2]) entspricht, ist logisch nicht ganz richtig, da in diesen Fällen immerhin eine partikulare Bejahung liegt. Zudem konnten ja jene Fälle gerade wegen ihrer Eigentümlichkeit für die theoretischen Untersuchungen (um den praktischen Gesichtspunkt handelt es sich ja nicht) ganz besonders geeignet und wichtig sein Ebensowenig hat sich Clausewitz richtig und verständlich ausgedrückt mit der Behauptung, daß, wenn nun der Anfang mit dem Handgefecht und der Entscheidung bei großen Gefechten nicht in der Natur der Dinge liegt, von selbst die Teilung in Vorbereitung und Entscheidung, also in jene beiden Akte stattfindet, mit denen wir uns beschäftigt haben. Vorbereitung und Entscheidung sind doch nur allgemeine Begriffe, die sich allerdings auf jedes Gefecht anwenden lassen. Zerstörungs- und Entscheidungsakt aber, wie der Leitfaden sie schildert, sind höchst seltene taktische Handlungen, welche in ihrer Vollendung eigentlich nur in der Schlacht von Ligny vorgekommen sind. Clausewitz hat hier den methodisch sehr nachteiligen Fehler begangen, seine begriffliche Vorstellung und seine konkrete Anschauung nicht gehörig auseinanderzuhalten. Der Kernpunkt der Frage, um die es sich hier handelt, liegt aber darin, ob der Zerstörungsakt wie bei Ligny **stets** der Hauptakt sein soll, oder ob er unter bestimmten Umständen auch Nebenakt und dann der Entscheidungsakt der Hauptakt

---

1) Siehe S. 19 Abs. 1 (Nr. 188b ff.).

2) Offenbar hat Clausewitz hier in erster Linie an Leuthen gedacht.

der Handlung sein kann. Daß Clausewitz nicht auf diese naheliegende Lösung des Problems gekommen ist, ist um so auffallender, als er selbst gesagt hat, es komme ihm bei seinen Untersuchungen hauptsächlich darauf an, den Unterschied festzustellen, der in der Gefechtstätigkeit jener Akte vorhanden ist, um das, was wesentlich verschieden ist, auch in der Vorstellung zu sondern, und um zu zeigen, wie die innere Verschiedenheit auch die Form des Gefechts[1]) von selbst beherrscht.

Leider hat er nicht die vollen Konsequenzen dieser Erkenntnis gezogen. Sonst würde er auch erkannt haben, daß dieser Unterschied nicht nur die Form des Gefechts beherrscht, sondern den Grundcharakter der Gefechtshandlungen in der Hauptsache bestimmt. Ein kurzer Blick auf den Zerstörungsakt von Ligny hätte genügt, um die Anschauung gründlich zu erschüttern, welche Clausewitz sich vom Feuergefecht als Prinzip des Kampfes gebildet hatte (S. 17 ff.). Von jenem Feuergefecht, in welchem sich die gegenüberstehenden Schützenlinien das Gleichgewicht halten, weil die Überlegenheit des stärkeren Teils durch das größere Ziel, welches er bietet, ausgeglichen wird, war bei Ligny wenig zu bemerken, und ganz besonders nicht in jenen langen, hin und her schwankenden, äußerst erbitterten Ortsgefechten, die in jenem Zerstörungsakte die Hauptrolle spielten. Von ihnen berichtet ein Augenzeuge: „Preußen und Franzosen hatten sich in einem schrecklichen Handgemenge vermischt; jede Straße, jedes Haus wurde wütend verteidigt. Man beschoß sich aus nächster Entfernung, zerfleischte sich gegenseitig mit dem Bajonette, man machte einander mit dem Kolben nieder auf den Treppen der Häuser, in den Stuben und Ställen, man tötete und verfolgte einander bis in die Feuersgluten, die überall aufloderten. Der Mut war zur Wut, zur Wildheit geworden.“ In diesem Bilde tritt aufs deutlichste die entscheidende Wirkung der Seelenkräfte hervor; in diesen zahllosen, höchst verwickelten Kämpfen konnten alle in der Truppe vorhandenen Seelenkräfte, sowohl von der Willensseite (Mut, Ausdauer usw.) als auch von der Verstandesseite (Findigkeit, Schießfertigkeit usw.), im weitesten Umfange zur Geltung kommen. Hier gab in erster Linie die Selbsttätigkeit der niederen Offiziere, der Unteroffiziere, auch

---

1) Dieser innere Zusammenhang zwischen Art und Form des Gefechts ist höchst interessant und wichtig.

oft der gemeinen Soldaten, dem Kampfe seine gewaltige Intensität. Der unmittelbare Einfluß der höheren Führer (Stabsoffiziere, Generale) dagegen war dementsprechend mehr oder weniger eingeschränkt. Jene Mischung von Willen und Intelligenz, aus der die Selbsttätigkeit der Truppe zur Ausführung ihrer mannigfaltigen verschiedenartigen Gefechtszwecke entsprang und eine ungeheure Menge von geistigen Wirkungen ausgelöst wurde, kann man am besten mit dem Worte „Zweckstrebigkeit“ bezeichnen. Das Gesamtgefecht also trug einen individualistischen Grundcharakter. Die Bedeutung desselben lag aber nicht wie beim „Atomismus“ hauptsächlich in seinem formalen Element, denn nicht jeder einzelne Mann verfolgte sein besonderes Kampfziel, vielmehr bildeten sich größere oder kleinere Gruppen von Streitern, je nach den durch die Orts- oder Gefechtsverhältnisse bedingten Kampfzwecken. Bei dieser Fechtweise mußte sich die höhere Kampfleitung in der Hauptsache auf den zweckvollen Einsatz und die volle Ausnutzung der Truppen beschränken. Im übrigen gab die kleine Taktik den Ausschlag[1]).

Im Gegensatz zu diesem taktischen Individualismus steht der Gefechtscharakter des Entscheidungsaktes. Nachdem er durch die weise Ökonomie der Kräfte im Zerstörungsakte genügend vorbereitet war, wurde er von Napoleon im entscheidenden Moment ins Leben gerufen und in seinen Grundzügen nach den speziellen Befehlen des Feldherrn ausgeführt. Hier waren nicht die vielen Individualwillen, sondern der in Napoleon verkörperte Gesamtwille das eigentlich wirkende Prinzip, das sowohl den Gefechtszweck festsetzte als auch seiner Ausführung die nötige Gestalt gab. Die Truppen kämpften meist in geschlossenen Massen und nach den bestimmten Befehlen der höheren Führer, aber stets im Sinne des Oberfeldherrn, welcher der ganzen, auf einen Zweck gerichteten Handlung (der taktischen Entscheidung) die innere Einheit gab, denn durch seinen Plan wurde der Gang der Handlung a priori bestimmt und die Seelentätigkeit der anderen Faktoren (Generale, Offiziere, Soldaten) dementsprechend eingeschränkt. Hier war mithin die große Taktik Hauptsache.

In der geschilderten Kampftätigkeit der beiden Hauptakte tritt ein

1) Hier setzte die Oberleitung den Truppen keinen konkreten Zweck (Idee); die Handlung schritt vielmehr von den Teilen allmählich zum Ganzen, welches aber in concreto nicht a priori bestimmt war, fort, ohne daß sich die kämpfenden Truppen des von der Oberleitung verfolgten Zieles ganz bewußt wurden.

evidenter Gegensatz zutage. Zwischen Gesamtwillen und Individualwillen besteht nämlich ein Wechselverhältnis: je mehr die Gestaltungskraft des einen Prinzips zur Wirkung kommt, um so mehr muß die des andern zurücktreten. Clausewitz hatte die Bedeutung des Feldherrn als Trägers des Gesamtwillens wohl erkannt (s. S. 17), aber ihn nicht, wie er hätte tun müssen, auch als Kausalfaktor angesehen und gebührend in Rechnung gestellt. Wohl hat er auf die große kausale Wirkung des Genies hingewiesen (s. v. S. 17), diese aber im konkreten Falle zu wenig berücksichtigt. Hätte er aber eine richtigere Vorstellung davon gehabt, welche gewaltigen Schwierigkeiten die Ausführung eines Zerstörungsaktes wie bei Ligny einem Führer bietet, so würde er wohl nicht ausgesprochen haben, daß beide Teile im Zerstörungsakte nach dem gleichen Ziele, Erübrigung eines Kräfteüberschusses, strebten (s. v. S. 18). Er würde hierfür kein einziges Beispiel aus der Kriegsgeschichte haben anführen können; es war dies ein spezifisches Element der Napoleonischen Schlachtenkunst. Man muß sich bei diesen Clausewitzschen Untersuchungen allerdings stets gegenwärtig halten, daß das Gebiet der Taktik für sie nur Nebensache war.

ad 4. Offenbar war Clausewitz von seinen beiden Prinzipien Hand- und Feuergefecht und der Erklärung, welche sie für den in der Taktik vorhandenen Gegensatz geliefert hatten, nicht voll befriedigt, denn er hat dem hier vorhandenen Problem noch auf andere Weise beizukommen versucht, indem er jenen Gegensatz in die Polarität des gleichzeitigen und sukzessiven Kräftegebrauchs verlegte. Auf das Polaritätsprinzip ist Clausewitz durch die Hegelsche Philosophie [1]) hingeführt, in der dasselbe eine so wichtige Rolle gespielt hat (s. v. S. 2). Leider hat Clausewitz die Lehre von der Polarität nicht richtig verstanden; er hat den Gegensatz der Wirkungen nicht aus der Differenzierung eines Urprinzips hergeleitet, vielmehr unter Gesetz der Polarität dasselbe wie unter Vorteil und Bedingungen der gleichzeitigen und sukzessiven Kräfteverwendung (S. 20 Nr. 321 ff.) verstanden; da diese beiden Kräfteverwendungen nach seiner Meinung einander entgegengesetzt sind, und

1) Ob Clausewitz das Polaritätsprinzip bereits durch die Schellingsche Philosophie kennen gelernt hat, mag dahingestellt bleiben; dieser Teil des Leitfadens ist etwa um das Jahr 1820 geschrieben (siehe Teil 1 der Probleme S. 247), als Hegel schon zwei Jahre in Berlin war.

jede derselben ihre Vorteile hat, so will er sie als ein Paar Pole betrachtet wissen, welche den Entschluß (wie der Magnet das Eisen) an sich ziehen und auf den Punkt (Indifferenzpunkt) stellen, wo sich die Vorteile beider ausgleichen. Es handelt sich hauptsächlich bei ihm um die logische Wirkung, welche die Vorteile jener Kräfteverwendungen auf die Urteilskraft ausüben, aber nicht um die Differenzierung des Urprinzips selbst. Da er hierbei von der Ansicht ausging, daß bei der gemeinschaftlichen Wirkung einzelner Kräfte die *Gleichzeitigkeit eine Grundbedingung* sei (Nr. 290), so hat er sich auch hier wieder der *mechanistischen Anschauung* genähert. Bei dem mechanischen Stoß ist allerdings die Gleichzeitigkeit der Wirkung Hauptsache; bei der Kampfwirkung ist dies aber nicht der Fall, denn von einer Gleichzeitigkeit wie in der Mechanik kann in der Schlacht keine Rede sein, da jeder größere Akt eine längere Zeit zur Ausführung bedarf (Nr. 300); hier liegt *die Einheit und der Erfolg* der Wirkungen nicht in ihrer *Gleichzeitigkeit*, sondern in ihrer *Intensität und Zweckmäßigkeit*. Hier ist der Identitätsgedanke zwischen mechanischen und geistigen Wirkungen von Clausewitz ganz evident überspannt. Sein geistreicher Versuch konnte unmöglich ein positives Resultat zeitigen und nur als Endergebnis feststellen, daß der von ihm gesuchte Indifferenzpunkt je nach den Umständen hin und her schwankt [1]) (Nr. 444).

Wenn Clausewitz aber auch das Polaritätsgesetz richtiger aufgefaßt hätte, so hätten doch bei dem von ihm angenommenen Urprinzip keine besseren Ergebnisse erreicht werden können. Da er dieses nicht in den Seelenkräften, sondern in der Zeit sieht, so ist die Indifferenz zwischen gleichzeitiger und sukzessiver Kräfteverwendung die zeitige Kräfteverwendung. Dies ist nur ein leerer Begriff, denn *die Zeit hat keine Kausalwirkung*, und weil ihr keinerlei Kräfte innewohnen, so kann sie auch *keinen polaren Gegensatz hervorrufen*. Die Bedeutung der Zeit ist nur potentieller, aber nicht aktueller Art.

Dennoch ist es sehr interessant, daß Clausewitz die Verschiedenheit der Wirkungen aus dem ihnen *innewohnenden Gegensatz* zu

---

1) Bei Hegel dagegen ist der Indifferenzpunkt unbeweglich, da sich von ihm aus das Urprinzip differenziert (s. S. 2). Das Gesetz der Polarität oder Differenzierung läßt nur auf die *Form und Richtung der Wirkungen*, aber nicht auf die *Vor- oder Nachteile oder Zwecke* derselben einen Schluß zu; diese sind nur aus der *Erfahrung* zu entnehmen. Vgl. auch Bd. I der Probleme S. 273 ff.

erklären versucht hat, denn es ist dies ein Beweis, daß er das Wirken des polaren Gegensatzes des öfteren intuitiv geschaut hat, wenn er auch nicht zur richtigen wissenschaftlichen Deutung desselben durchgedrungen ist. Es ist zu bedauern, daß seine Untersuchungen über Ligny nicht tiefer in das Wesen des polaren Gegensatzes, welcher in den Wirkungen des Zerstörungs- und des Entscheidungsaktes vorhanden ist, eingedrungen ist. Leider hat er sich jetzt von dieser Schlacht fast ganz abgewandt; nun sind nämlich die gleichzeitige und die sukzessive Kraftverwendung nicht mehr wie bei Ligny die Hauptmittel für den Entscheidungs- bzw. Zerstörungsakt, sondern für Angriff und Verteidigung, in welchen Clausewitz die beiden Hauptformen des Kampfes sah. Aber ein solcher Zusammenhang besteht ebensowenig wie der zwischen Angriff und der umfassenden und zwischen Verteidigung und der umfaßten Form des Kampfes (S. 20), wie die Erfahrung lehrt, welche mehr gilt als bloße Spekulation.

ad 5. Die Lehre von Angriff und Verteidigung spielt bei Clausewitz eine sehr wichtige Rolle. Er betrachtet sie mehr und mehr als die Hauptformen des Kampfes und benutzt den in ihnen liegenden Gegensatz als Einteilungsgrund sowohl für das kriegerische Handeln (Nr. 257 und 277) als auch für das gesamte Stoffgebiet; nur anfangs tritt dieser Gesichtspunkt weniger hervor, da sich der Unterschied zwischen Angreifer und Verteidiger bei Ligny, wenigstens in dem Zerstörungsakte der Schlacht kaum bemerkbar machen konnte. Clausewitz hielt Angriff und Verteidigung für korrelate Begriffe, weil beide zu jedem Kampfe notwendig seien[1]). Es ist dies jedoch ein Irrtum, denn es liegt kein zwingender Grund vor, daß sich nicht beide Gegner gleichzeitig des Angriffs bedienen. Auch durch die Erfahrung wird dies bestätigt. Da der prinzipielle Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung nur sehr gering ist — Clausewitz sieht ihn lediglich im Abwarten des Angriffs seitens des Verteidigers (Nr. 264) —, so kann er unmöglich ausreichen, die Mannigfaltigkeit des taktischen Handelns zu erklären, weshalb sich Clausewitz, um den Gegensatz mehr hervortreten zu lassen, genötigt sah, der Verteidigung Attribute beizulegen, welche ihr nicht, oder doch nicht allein zukommen[2]).

1) Also z. B. wie „Mann und Frau" als Korrelate des Begriffs der Ehe.

2) Das hat Clausewitz natürlich nicht beabsichtigt, aber augenscheinlich übersehen.

Auch ist die Definition, welche Clausewitz von der Verteidigung gibt (Nr. 79 ff.), nicht ganz klar und einwandfrei. Daß die Angriffsabsicht „das Vertreiben" positiv ist, ist evident. Warum aber die Absicht des „Erhaltens" bei der Verteidigung negativ sein soll, ist keineswegs evident, müßte also erst bewiesen werden. Der Begriff der Negation, mit dem schon Hegel wenig glücklich operiert hat (siehe S. 3), ist mit besonderer Vorsicht zu benutzen, da er nicht eindeutig ist, also leicht falsche und unklare Vorstellungen hervorrufen kann. Es gibt nämlich zwei Arten, logische Negation und Realnegation; erstere bezeichnet einen Mangel; negative Absicht im logischen Sinne wäre also der Mangel einer solchen, was Clausewitz offenbar nicht gemeint hat. Durch die zweite Art soll eine negative Realgröße ausgedrückt werden, welche den Gegensatz zu einer positiven Größe bildet; z. B. stehen dem Vermögen als negative Realgröße die Schulden gegenüber. Analog scheint Clausewitz' Auffassung des negativen Zwecks der Verteidigung zu sein, denn er sagt, daß dieselbe den positiven Zweck des Angreifers nicht zulassen will (s. S. 259); dann hat doch die Verteidigung selbst die positive Absicht, den Zweck des Gegners nicht zustandekommen zu lassen; ihr Zweck und Wirken sind nur in bezug auf Zweck und Wirken des Angriffs entgegengesetzt oder negativ gerichtet, stehen also zu diesen kausal im Realgegensatz. Daß Angriff und Verteidigung reale Gegensätze bilden, weil beide nicht wollen, daß der andere seinen Zweck erreicht, kommt allerdings in der Erfahrung öfters zur Erscheinung. Unsere Darlegungen zeigen aber deutlich, wie wenig derartige Allgemeinbegriffe wie „Angriff und Verteidigung" bei der großen Schwierigkeit, sie scharf zu definieren, dazu geeignet sind, Erkenntnisse abzuleiten und Folgerungen zu ziehen. Bessere Ergebnisse als aus dem begrifflichen Denken erhalten wir aus der Erfahrung, namentlich durch eingehende Untersuchung passender Beispiele [1]. Im Grunde sind Angriff und Verteidigung nur Allgemeinbegriffe, die für das gegenseitige Verständnis zwar sehr wichtig sind, aber keine konkrete Anschauung zu geben vermögen, da sie zu verschiedenartige Handlungen in sich schließen. Auch sind sie nicht als Kategorien des Kampfes oder der Kampfhandlungen anzusehen,

1) An solchen ist die Clausewitzsche Definition von der Verteidigung durch den Verfasser in den Problemen des Krieges, Teil I, S. 299 ff. näher untersucht worden.

da ihnen der hierzu notwendige artbildende Unterschied fehlt. Wenn Clausewitz nicht zu fest von der Richtigkeit dieser beiden Kategorien überzeugt gewesen wäre, so hätte es ihm auffallen müssen, daß der Unterschied zwischen dem Zerstörungs- und dem Entscheidungsakt von Ligny (S. 33) viel größer als der von ihm zwischen Angriff und Verteidigung angenommene ist, denn es handelt sich hier nicht um den Realgegensatz, sondern um die Verschiedenartigkeit der Wirkungen.

Da Clausewitz bei den sehr ausgedehnten Stellungen auf das Konzentrieren der Kräfte gegen einen Punkt als das häufigste Mittel der Gefechtspläne hinweist (Nr. 460 ff.), nähert er sich, vielleicht unwillkürlich, wieder stark der Friderizianischen Taktik, denn jenes Konzentrieren der Kräfte, mit dem man den Gegner zu überraschen hofft, kennzeichnet ganz besonders die Schlachten Friedrichs; bei diesen wurde die Hauptwirkung von vornherein in den Entscheidungsakt gelegt, und nicht, wie bei Ligny, in den Zerstörungsakt, in welchem wegen seiner langen Dauer eine solche Überraschung nicht möglich war. Bei Leuthen dagegen ist jene Konzentration und Überraschung aufs deutlichste erkennbar.

ad 6. Je mehr sich die Untersuchung auf das Gebiet des Persönlichen begibt, um so weniger konnten natürlich begriffsmäßiges Denken und spekulative Methode, die der Hegelschen Philosophie entnommen waren, dem Gegenstande genügen. Clausewitz hat versucht, die Tätigkeit des Oberfeldherrn, bei welcher so vieles individuell ist, in die Begriffe „Plan“ und „Führung“ zusammenzufassen und diese zu definieren. Aber schon eine einheitliche und vollständige Definition des Plans machte unüberwindliche Schwierigkeiten, so daß er sich gezwungen sah, statt einer, zwei Definitionen zu geben, von denen die eine den Begriff des Plans, d. h. aller Bestimmungen, die vor dem Gefecht gegeben werden, die andere aber alle Bestimmungen und Befehle, welche vor und während des Kampfes erlassen werden — die ganze Einwirkung der Intelligenz auf die Materie — umfassen sollte. In diesem Falle ist der Zug zur Verallgemeinerung dem Wirklichkeitssinne Clausewitz' gewichen. Es stimmt nämlich jene erste Definition mehr mit der Taktik Friedrichs, die letztere dagegen mehr mit der Napoleons überein. Bei Leuthen spielte offenbar der „Plan“ die Hauptrolle, während im Zerstörungsakt von Ligny die „Führung“ in den Vordergrund trat. Auf die Gründe dieser Erscheinungen werden wir später eingehen. Aber auffallend

ist es wiederum, daß Clausewitz nicht diesem evidenten Unterschiede zwischen der Führung Friedrichs und der Napoleons größere Bedeutung beigemessen und ihn nicht von der Taktik der beiden Feldherren hergeleitet hat. Er muß wohl die Taktik Friedrichs im Prinzip für nicht mehr als ganz vollwertig angesehen haben.

Die große Bedeutung des Genies für die Leitung der Schlacht hat er natürlich nicht verkannt, aber die Art der Seelentätigkeit desselben nicht richtig bewertet, da er sie zu sehr auf einen halbbewußten, also hauptsächlich gefühlsmäßigen Takt des Handelns und nicht auf die klarere und unmittelbarere Anschauung der Wirkungen zurückführte, ohne welche ein einheitliches und zweckvolles Handeln nicht möglich ist. Daß Clausewitz die Willensseite gegenüber der Intellektualseite oft überschätzt hat, ist schon S. 15 dargetan worden. Indem er der begrifflichen Methode zufolge aus der Tätigkeit der Führung alles Persönliche und damit das Wichtigste und Anschaulichste herausdestillierte und den Rest in die Allgemeinbegriffe „Plan und Führung" hineinpreßte, wurde er, wie es scheint, zu der Annahme verleitet, daß ein näheres Eingehen auf die geistigen Eigenschaften, durch welche die großen Feldherren zum Gestalten ihrer kunstvollen Handlungen befähigt werden, nicht erforderlich sei.

ad 7. Ebenso deutlich zeigen die spekulative Methode und die begriffliche Denkweise ihre Mängel bei den Untersuchungen über die Zwecke des Gefechtes. Indem Clausewitz hierbei nur den Begriff „Zweck" und nicht dessen Bedeutung im konkreten Falle sah, hat er die verschiedenartigsten Dinge vermengt. Zweifellos spielt das Zweckprinzip im kriegerischen Handeln eine große Rolle. Die von Clausewitz angeführten drei Zwecke: „Vernichtung der feindlichen Streitkraft, Besitz eines Gegenstandes und der bloße Sieg als Waffenehre" (S. 22 α, β, γ) sind objektiver Natur; sie sind die strategischen Ziele, welche **durch** den Kampf bezweckt werden. Der Zweck, den die Taktik **im** Gefecht verfolgt, und den Clausewitz „den näheren Zweck" nennt, hat dagegen einen subjektiven Charakter, da er in erster Linie von den Oberfeldherren nach taktischen Rücksichten festgesetzt wird, also in erster Linie von der Kunst, namentlich der Anschauungs- und Gestaltungskraft des Führers abhängt.

Clausewitz vermischt aber die Vorstellungen durch die Behauptung, daß diese subjektiven Zwecke nur durch den Sieg, d. h. den Abzug des Feindes, erreicht werden könnten. „Sieg" und „Abzug des Feindes"

sind aber sehr unbestimmte Begriffe, was Clausewitz gewiß gewußt, aber nicht gehörig berücksichtigt hat. Es gibt Siege, durch die der Feind völlig umfaßt und vernichtet wird, so daß von Abzug nicht mehr die Rede sein kann (Ulm); andere Siege sind noch an demselben Tage durch eine neue Schlacht in eine totale Niederlage verwandelt (die beiden Schlachten von Marengo)[1]. Die Gründe, welche nach Clausewitz den Abzug des Feindes veranlassen, sind ebenfalls verschiedenartig, denn teils erfolgt der Abzug nach voll ausgekämpfter Schlacht, teils noch während des Ringens. Nur im ersteren Falle aber entsteht eine Vollschlacht, im letzteren eine mehr oder weniger verstümmelte Handlung. Der Feldherr darf sich aber schon deshalb nur den vollen Erfolg zum Zweck setzen, da er fast nie a priori zu beurteilen in der Lage ist, ob und wann die bloße Vorstellung von der Übermacht oder moralischen Überlegenheit des Gegners, von dem zu hohen Preise und den zu großen Verlusten bei der Fortsetzung des Kampfes[2] auf den feindlichen Obergeneral wirken wird, da dies zu sehr von dessen Persönlichkeit abhängt. Auf diese Vorstellungswirkung, denn um eine solche handelt es sich hier, ist kein bestimmter Schlachtplan zu bauen. Clausewitz hat aber durch jene Begriffe die Wirkung herumgedreht, indem er den Glauben erweckt, daß der Abzug nicht vom Sieger, sondern stets vom Abziehenden abhinge.

Gewiß kann der Sieg nur durch Vernichtung feindlicher Streitkräfte erreicht werden, welche in manchen Fällen sogar Selbstzweck (Ziel des Kampfes) werden kann. Aber „Vernichtung" ist ein allgemeiner Begriff von sehr verschiedener Bedeutung, denn es gibt Schlachten, in denen der Feind völlig vernichtet wurde (Ulm, Sedan[3]) usw.). In anderen wurde der Sieg erst nach dem Verbrauch der feindlichen Gefechtskraft errungen (Ligny). Es gibt aber auch solche, in denen nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Gefechtskraft des feindlichen Heeres verbraucht, dagegen die Ordnung desselben derart zerstört wurde, daß die Oberleitung und die Truppen desselben nicht mehr erfolgreich zu wirken imstande waren (Leuthen). Daß der Kampf je nach der Wirkung, welche durch ihn erzielt werden soll, verschieden angelegt werden muß, wird von

---

1) Siehe Teil III, Buch I der Probleme S. 213 ff.

2) Siehe S. 22 unter a, b, c, d, e.

3) Es sind dies sogenannte Größenoperationen.

Clausewitz zugegeben. Aber wie der Plan beschaffen sein müßte, wenn er auf die möglichst größte Vernichtung gerichtet ist (S. 22), und welches der nächste Weg zum Ziele ist, wenn nur eine genügende Vernichtung des Gegners beabsichtigt wird, darüber sagt er nichts, trotzdem gerade diese Dinge von besonderer Wichtigkeit und hohem Interesse gewesen wären. Dagegen weist er mit Nachdruck darauf hin, daß alles Allgemeine, welches a priori über den Gefechtsplan zu sagen ist, sich nur auf die wirksamste Anordnung der eigenen Streitkräfte zur Vernichtung der feindlichen beziehen kann. Es scheint ihm aber entgangen zu sein, daß durch jene Allgemeinbegriffe „Anordnung und Vernichtung" alle Anschaulichkeit dieses Satzes und damit jeder wahre Erkenntniswert zerstört ist.

Der übertriebene Gebrauch der Allgemeinbegriffe, welcher das Identische in den Dingen zu sehr hervorhebt, die Gegensätze in ihnen aber nicht erklärt, sondern verwischt, ist der Vertiefung der Erkenntnis keineswegs günstig, denn in den Gegensätzen liegt ein sehr hoher Erkenntniswert, weil gerade sie besonders dazu geeignet sind, die Dinge zu unterscheiden und richtig zu ordnen. Clausewitz ist mit seinen vielen Allgemeinbegriffen „Hand- und Feuergefecht, Vertreibung, Vernichtung und Erhaltung, Sieg, Erfolg, Zweck" nicht tief genug in das Problem eingedrungen. Diese Methode hat sich vielmehr als unzulänglich erwiesen. **Schlußbetrachtungen und Folgerungen.**

Eigentlich hat nur die Untersuchung über die Gefechtsakte, bei der er auf dem festen Boden der Erfahrung [1]) stand, wichtige Erkenntnisse gezeitigt. Daß er die Bedeutung der Gefechtsakte, des Zerstörungs- und des Entscheidungsaktes, für die sichere Durchführung der Schlacht zuerst erkannt und ausgesprochen hat, ist sein unvergängliches Ruhmesblatt. Nur zu sehr ist zu bedauern, daß er den hier beschrittenen Weg nicht weiter verfolgt hat.

Der Gedanke lag doch sehr nahe, daß neben jenen Schlachten, welche wie Ligny besonders auf die Sicherheit des Erfolges gerichtet waren, auch Schlachten geschlagen werden müssen, die wegen der geringen Mittel nicht einen sicheren Erfolg erstreben, sondern nur auf die Ermöglichung desselben gerichtet sein können; diese müssen

1) Clausewitz hat den Wert der Erfahrung keineswegs verkannt und unterschätzt; die Gründe, aus denen er Dialektik und Spekulation trotzdem vorgezogen hat, sind u. E. nur aus dem Einfluß Hegels herzuleiten.

dann jenen kürzesten Weg wählen (S. 22), der nur zu einer „genügenden Vernichtung“ führen kann. Clausewitz mußte ja sehr gut, daß Friedrich wegen der Schwäche seines Heeres fast nie auf einen sicheren Erfolg rechnen konnte und daher seine ganze Kunst dazu verwenden mußte, die Möglichkeit eines Sieges zu schaffen. Clausewitz scheint aber diese Tatsache nicht genügend gewürdigt zu haben, weil er das Wesen der Kunst Friedrichs zu sehr in mechanischen und nicht genug in geistigen Kausalprinzipien gesucht, und vielleicht auch, weil er die hervorragendsten Schlachten des Königs zu den „seltenen und sehr eigentümlichen Fällen“ gerechnet hat (S. 19), welche s. E. für die Untersuchung nicht mehr in Betracht kämen. Aber Schlachten wie Ligny sind doch nicht minder selten wie Leuthen, und jede wirklich charakteristische Schlacht ist für die wissenschaftliche Untersuchung ganz besonders geeignet. Eine kurze Schilderung der Schlacht bei Leuthen wird dies aufs klarste zeigen.

Am Morgen des 5. Dezember 1757 griff Friedrich der Große die fast doppelt so starke, vom Prinzen Karl von Lothringen geführte österreichische Armee an, welche zu beiden Seiten des Dorfes Leuthen eine ausgedehnte Stellung besetzt hatte. Nach eingehender Rekognoszierung, durch welche sich der König eine genügende Anschauung über den Gang der Schlacht gebildet hatte, führte er sein ganzes Heer in weitem Bogen, dem Auge des Feindes entzogen, gegen dessen linke Flanke vor. Als die Spitze der Avantgarde etwa die Verlängerung der österreichischen Schlachtfront erreicht hatte, ließ der König die gesamte Armee links einschwenken und gegen den linken feindlichen Flügel zum Angriff vorgehen, bei dem zunächst nur der rechte preußische Flügel in den Kampf trat, während der linke vom König noch zurückgehalten wurde [1]). Durch diesen mit großer Tapferkeit und zweckvollem Zusammenwirken der Truppen [2]) ausgeführten Angriff wurde der linke österreichische Flügel umfaßt und trotz lebhaften Widerstandes in kurzer Zeit auf Leuthen zurückgeworfen. Hier kam der Kampf zum Stehen, da inzwischen der unbeschäftigte rechte österreichische Flügel eine Rechtsschwenkung bis in die Höhe des Dorfes ausgeführt hatte. Erst nach halbstündigem heftigen Kampfe gelang es der preußischen

1) Friedrich ließ hierzu die Infanterietreffen echelonweise vorrücken, indem die Bataillone vom rechten Flügel ab nach und nach mit 50* Abstand antraten: die sogenannte schiefe Schlachtordnung.

2) Namentlich auch seitens der verschiedenen Waffengattungen.

Infanterie, Leuthen zu erobern und an seiner Nordseite gegen die dort stehenden tiefen Massen der Österreicher vorzudringen. Diesen Moment hielt der Führer des rechten österreichischen Kavallerieflügels für geeignet, durch einen Angriff gegen die linke Flanke der preußischen Infanterie dem eigenen Fußvolke Luft zu machen. Bei ihrem Vorbrechen wurden aber die österreichischen Reiter durch den preußischen linken Kavallerieflügel, dessen Stellung hinter einem Dorfe dem Auge des Feindes entzogen war, überraschend angefallen und nach kurzem Kampfe völlig aus dem Felde geschlagen. Durch diesen Mißerfolg wurde der moralische Halt der österreichischen Infanterie so sehr erschüttert, daß sie nach kurzer Zeit ihren Widerstand aufgab und in Auflösung das Schlachtfeld verließ [1]).

Diese Schlacht besteht nur aus einem einzigen großen Akte von einheitlichem Charakter, dem der Entscheidung; sie zerfällt wohl in einzelne Teile, aber diese haben keine selbständige Bedeutung, sondern sind dem Gesamtzweck dienstbar. Die diesem entsprechende Vorstellung (Idee), die sich Friedrich vor Beginn des Kampfes gebildet hatte, gab dem Kampfe den inneren Zusammenhang, denn ihr entsprangen alle Aufgaben, welche den Truppen je nach der Lage der Verhältnisse zufielen. Die Idee Friedrichs hatte seine Truppen so durchdrungen, daß die Wirkungen beider Faktoren, der Führung und der Truppen, sich nicht scharf voneinander trennen lassen. Trotzdem die Kampftätigkeit der Truppen auf den einen vom Oberfeldherrn gesetzten Gesamtzweck gerichtet war, also einen zentralistischen [2]) Charakter trug, war die Seelentätigkeit der Krieger keineswegs ausgeschaltet, denn das ganze Heer bildete einen wohlgeordneten Organismus, dessen Funktionen erst durch die dem Heere innewohnenden hohen seelischen Eigenschaften ihre volle Kraft erhielten. Friedrich hatte es denn auch für nötig gehalten, die Stimmung seiner Soldaten vor der Schlacht mit allen Mitteln zu heben. Eine weitere Voraussetzung für die Schlachtenkunst des Königs war, daß die Generale und

1) Vgl. Probleme des Krieges, Teil I, S. 26 ff. und Teil II, Buch II, S. 71 ff.

2) „Zentralistisch" ist hier im Gegensatz zu „individualistisch" gebraucht; der Wille der Truppen wird durch den Zweck (die Idee des Oberfeldherrn) gebunden und in eine Hauptrichtung gewiesen, aber trotzdem können natürlich manche Seeleneigenschaften, z. B. Selbstverleugnung, Tapferkeit, Disziplin und Kriegserfahrung, voll zur Geltung kommen, während Zweckstrebigkeit, Findigkeit, Schießfertigkeit, Ehrgeiz mehr besondere Eigenschaften des Individualgefechts sind; also auch hier Gegensätze.

Offiziere, die Bindeglieder zwischen dem Feldherrn und den Truppen, in seine Denkweise völlig eingeweiht waren, auch die ganze Armee schon im Frieden für diese Kampfweise ausgebildet war. Hinzugefügt sei noch, daß, da die Idee des Ganzen den Teilen voranging, die Kausalwirkung vom Ganzen zu den Teilen fortschritt.

Diese Erklärung des Erfolges aus geistigen Ursachen, von denen Oberführung, Truppen und ihre Seelentätigkeit, sowie der Zweck gehörig berücksichtigt sind, verdient offenbar den Vorzug vor jener mechanistischen und zu begrifflichen Erklärungsweise, welche das Wirkungsprinzip in der gleichzeitigen Anwendung aller Kräfte und in den Waffen (Handgefecht usw.) sieht [1]. Bei Leuthen kann doch von einem gleichzeitigen Stoß der Masse im mechanischen Sinne keine Rede sein, Zweckwirkung dagegen tritt sehr deutlich zutage. Daß Clausewitz letztere nicht berücksichtigt hat, ist um so auffallender, als er die große kausale Bedeutung derselben in der Strategie sehr richtig erkannt und verwertet hat (siehe S. 72 Abs. 1).

Es ist evident und bedarf daher keines besonderen Beweises, daß die Schlachtenkunst von Leuthen besonders auf den Zweck gerichtet war, die Möglichkeit für den Erfolg zu schaffen, der wegen der Übermacht der Österreicher höchst unwahrscheinlich war. In dieser Hinsicht besteht zwischen den Schlachtenzwecken von Leuthen und Ligny ein diametraler Gegensatz, da Napoleon letztere Schlacht auf die möglichste Sicherheit des Erfolges angelegt hat: dort war die Wahrscheinlichkeit des Erfolges sehr gering, hier dagegen sehr groß; in diesem Unterschied tritt auch der formale Gegensatz beider Zweckformen deutlich zutage. Bei Leuthen war die Sicherheit auch insofern sehr gering, als durch einen einzigen Fehler in der Konzeption oder Ausführung der Idee das Gelingen der ganzen Handlung in Frage gestellt wurde. Diese Gefahr war bei Ligny fast ganz ausgeschlossen, da durch die zweckvolle Ausnutzung des Individualgefechts die gegnerischen Kräfte im Zerstörungsakt fast völlig verbraucht und der Oberfeldherr der schwierigen Aufgabe überhoben war, schon vor der Schlacht den Gang der ganzen Handlung, wenigstens in ihren Grundzügen, festzustellen, vielmehr vor der Entscheidung genügende Gelegenheit hatte, die Idee zur Überwindung des fast niedergeworfenen Gegners zu bilden. Es bestehen mithin große Gegensätze zwischen

1) Siehe S. 19 Abs. 3.

Leuthen und Ligny in bezug auf den Gefechtszweck, auf die Bedeutung der Hauptakte, auf die in diesen wirkenden Gefechtsprinzipien und auf die Richtung der Kausalwirkung: Auf der einen Seite Entscheidungsakt, dem Feldherrn entspringender Gesamtzweck und zentralistisch gerichtete Truppenwirkung (große Taktik), auf der anderen Seite zwei Akte, im Zerstörungsakt (dem Hauptakt) ungezählte Sonderzwecke und individualistische Truppenwirkung (niedere Taktik); dort Wirkung vom Ganzen zu den Teilen, hier umgekehrt (S. 39, Anmerk.).

Der Unterschied zwischen beiden Handlungen ist kein gradueller, sondern ein artbildender, denn er geht offenbar aus jenem polaren Gegensatze des Wirkungsprinzips hervor, den Clausewitz wohl geahnt und gesucht, aber infolge seiner Methode nicht gefunden hat. Dem widerspricht zwar scheinbar, daß dieser Gegensatz nicht die ganze Schlacht von Ligny durchzieht, sondern eigentlich nur im Individualprinzip des Zerstörungsaktes zutage tritt. Hierauf ist indessen zu erwidern, daß der Individualismus an sich nur ein minderwertiges Prinzip ist, da viele Einzelwirkungen erst durch ihre Zusammenfassung zu einem höheren Zweck eine gesteigerte Gesamtwirkung bilden können[1]. Einem zweiten Einwurf, daß Leuthen einen einheitlichen, Ligny dagegen einen doppelartigen Charakter trage, läßt sich damit begegnen, daß die Eigenart des Mittels (hier ein einheitlicher Akt, dort dagegen zwei auf verschiedene Prinzipien begründete Akte) weniger entscheidend für den Charakter der Handlungen ist als die Zwecke (Möglichkeit oder Sicherheit des Erfolges), welche durch sie erreicht werden sollen. Der Zweck ist hier die höhere Kategorie, wie folgendes Beispiel beweist:

Die Schlacht bei Spicheren (6. August 1870) bestand aus einem langen, heftigen Kampfe individualistischer Natur, in welchem eine ungeheure Menge von Seelenkräften auf beiden Seiten zur Wirkung kam, ohne ein entscheidendes Resultat zu ergeben, bis gegen Abend ein einheitlicher Angriff weniger Bataillone die Entscheidung herbeiführte. Trotzdem diese Schlacht also einen einheitlicheren Charakter in bezug auf die Kampfesweise als Ligny trägt, läßt sie sich mit dieser aus zwei genial zusammengefügten Akten bestehenden Schlacht in bezug auf Kunst und Wirkung nicht in Vergleich stellen, da bei

---

1) **Dies ist ein sehr wichtiges Gesetz der Geisteswelt.**

dem reinen Individualismus natürlich der für den Erfolg so wichtige, ja oft entscheidende Faktor Führung viel weniger zur Geltung kommen kann [1]). Es ist mithin jene in Ligny zutage tretende zweckvolle Doppelartigkeit (Dualität) [2]) von der weitgreifendsten prinzipiellen Bedeutung.

In dem Gegensatz, welcher zwischen Leuthen und Ligny besteht, ist auch das so wichtige formale Element deutlich vorhanden. Geht man nämlich von den Seelenkräften als Urprinzip der Wirkung aus, so erkennt man, wie sich dies Urprinzip (die Indifferenz) in entgegengesetzter Richtung auf Leuthen und Ligny zerteilt (differenziert). Diese Schlachten bilden auf diese Weise also die Endpunkte zweier Reihen, in welche die übrigen Schlachten je nach ihrem Charakter und kunstvollen Verlauf einzuordnen sind.

A. Bei den Friderizianischen Schlachten ist diese Differenzierung am sichtbarsten:

1. Soor und Roßbach stehen der Schlacht bei Leuthen in bezug auf Einheit der Handlung, Wirkung der Führung und der Truppen sehr nahe.

2. Zorndorf zeigt trotz der richtigen Idee Friedrichs wegen des ungenügenden seelischen Gehalts der preußischen Infanterie eine bedeutend geringere Leistung.

3. Lowositz, Prag und Hohenfriedberg tragen einen weniger ausgesprochenen Charakter, weil Friedrichs Führung [3]) fast ohne Einfluß auf den Gang der Handlung war, und die Kampfwirkung hauptsächlich aus dem selbständigen Handeln der Unterführer und der Tüchtigkeit der Truppen hervorging. Diese Schlachten nähern sich schon sehr dem Indifferenzpunkte.

Friedrich hatte aber auch Mißerfolge.

4. Bei Kolin hatte Daun die Bedingungen für die Friderizianische Kunst so ungünstig gemacht, daß die Schlacht trotz der heroischen Tapferkeit der preußischen Truppen nicht gewonnen werden konnte.

5. Bei Kunersdorf scheiterte die Kampfkraft des preußischen Heeres an der Ungunst der Verhältnisse (Stärke des russischen

1) Bei Spicheren war weder für Möglichkeit noch Sicherheit des Erfolges gesorgt.

2) Der scheinbare Widerspruch, der in dieser Dualität liegt, ist wohl der Hauptgrund, daß ihre Bedeutung seither nicht die richtige Berücksichtigung gefunden hat.

3) Da bei diesen Schlachten die Stärke beider Heere ziemlich gleich war, war eine kunstvolle Anlage derselben auch weniger nötig.

Heeres und Art seiner Stellung usw.), welche ein Zusammenfassen der Handlung zu einem einheitlichen Akte unmöglich machten.

6. Bei Torgau hatte Friedrich das Heer vor der Schlacht in zwei Teile geteilt und dadurch von vornherein ein einheitliches Handeln ausgeschlossen. Daß die Schlacht trotzdem gewonnen wurde, war nicht ihrer Anlage zu verdanken.

Bei der Art seiner Taktik kam für Friedrich eine Schlachtenanlage realistischen Charakters nicht in Betracht. Bei Chotusitz entwickelte sich allerdings der Kampf im Charakter eines Zerstörungsaktes, aber nicht aus der Absicht Friedrichs, sondern aus der Initiative der Österreicher, welche den linken Flügel der Preußen zurückwarfen; zu diesem Akte, in dem die Kaiserlichen fast alle Kräfte verbrauchten, bildete der spätere Angriff des rechten preußischen Flügels den passenden Entscheidungsakt.

B. Von den Schlachten Napoleons hat keine den hohen Stil Lignys wieder erreicht.

1. Einen tüchtigen Zerstörungs- und Entscheidungsakt zeigen noch Großgörschen und Montmirail; da aber der Zerstörungsakt hier aus der Initiative der Gegner hervorging, war nur eine weniger kunstvolle Durchführung desselben nötig.

2. Gute Zerstörungsakte in bezug auf die Ökonomie der Kräfte haben auch die Schlachten von Jena und Borodino, aber beiden fehlt der Entscheidungsakt [1]).

3. Auch bei Arcole, Rivoli und Eylau trägt die Handlung vorwiegend den Charakter eines Zerstörungsaktes; bei diesen Schlachten ist aber keine kunstvolle Ökonomie der Kräfte zur Anwendung gekommen, auch nur ein schwächlicher Entscheidungsakt vorhanden.

4. Die Schlachten bei Castiglione, Bautzen, Smolensk, Eggmühl, Dresden tragen noch vorwiegend den Charakter des Zerstörungsaktes. Sie sind aber keine Vollhandlungen, weil sie vom Gegner vor der Entscheidung abgebrochen sind. Diese Handlungen nähern sich um so mehr dem Indifferenzpunkte [2]), je weniger in ihnen die Rücksicht auf die Ökonomie der Kräfte zum Ausdruck kommt.

---

1) Bei Jena lag die Entscheidung schon in der strategischen Einleitung, welche den Preußen die Rückzugslinie verlegt hatte. Bei Borodino unterblieb die Entscheidung, weil sich Napoleon nicht dazu entschließen konnte, auch seine arde, die letzte Reserve, einzusetzen.

2) Je mehr sich die Gruppen dem Indifferenzpunkt nähern, desto dichter werden

Der doppelartige Charakter der Kunst Napoleons tritt weniger als der einheitliche der Friderizianischen zutage wegen des häufigen Fehlens oder der Verkümmerung des Entscheidungsaktes. Die Eigenart der realistischen Kunst ist auch deshalb schwerer erkennbar, weil Napoleon seine Schlachten nicht nur auf die Sicherheit, sondern auch ebenso oft auf die Größe des Erfolges angelegt hat, und beide Arten vielfach nebeneinander vorkommen. Die auf die „Größe" angelegten Handlungen [1]) (die sogenannten Größenoperationen) tragen aber weder den Charakter von Leuthen noch den von Ligny, da sie aus der strategischen Einleitung (dem Hauptakte) und dem taktischen Schlußakte bestehen.

5. Größenhandlungen hohen Stils sind die Operationen von Marengo, Ulm und Jena.

Da die realistische Kunst im Entscheidungsakte auch Elemente idealistischer Wirkungen enthält, so ist es erklärlich, daß Napoleon auch einzelne Schlachten idealistischen Stils geschlagen hat. Aber er hat zu dieser Form nur ungern und nur unter dem Zwange der Verhältnisse gegriffen, z. B. wenn die Minderzahl seines Heeres ihn dazu nötigte; die geistige Tätigkeit (Anschauung und Gestaltung) der Führung ist beim Realismus oder Idealismus offenbar sehr stark differenziert [2]).

6. Idealistischen Charakter tragen die Schlachten bei Marengo II, Hanau und Austerlitz [3]).

Daß Napoleons Genie weniger für die Möglichkeitshandlungen geeignet war, ist auch daraus zu erkennen, daß er fast überall, wo er dem Gegner an Zahl unterlegen war, Mißerfolge erlitt, z. B. bei Caldiero, Marengo I, Aspern, Leipzig, Brienne, La Rothière und Laon.

Bei der Verschiedenheit der Schlachtentaktik von Leuthen und Ligny war es nötig, daß der Gegner zu einer wirksamen Bekämpfung derselben ebenfalls zu verschiedenen Verfahren greifen mußte. Für

---

sie; vgl. auch S. 46 unter A 3; mit der Kunst der Führung nimmt der Abstand zu, die Dichtigkeit ab.

1) Vgl. Probleme des Krieges, Teil I, S. 156 ff. (Napoleons Größenoperationen). Die „Größe des Erfolges" ist ein strategischer Faktor, da er schon die Folgen des Sieges berücksichtigt.

2) Ebenda S. 97.

3) Sie zeigen aber nicht den hohen, reinen Stil Friedrichs; auch Friedland kann man noch mit zu diesen Schlachten zählen.

den Gegner Friedrichs kam es darauf an, entweder der Führung oder der zentralistischen Truppenleistung möglichste Hindernisse in den Weg zu stellen. Ein Beispiel für ersteres Verfahren bildet Kolin, für letzteres Kunersdorf. Zur Abwehr der Napoleonischen Taktik war es Hauptsache [1]), die Vorbedingungen für das Individualgefecht, das Hauptmittel für den Zerstörungsakt, möglichst ungünstig zu machen, wie es bei Waterloo geschehen ist. Kolin, Kunersdorf und Waterloo [2]) bilden gleichsam die Korrelate der Friderizianischen und Napoleonischen Schlachtenkunst. Wegen der einfachen Form der Friderizianischen Kunst war dieselbe leichter zu erkennen und daher auch leichter die entsprechende Gegenwirkung zu finden als bei dem viel komplizierteren Charakter der Napoleonischen Taktik. Die Österreicher haben es auch nach der Schlacht bei Leuthen verstanden, durch starke Stellungen der Kunst des Königs die Aussicht auf Erfolg zu benehmen. Diese ungewollte Nebenwirkung der Idealkunst hat im Siebenjährigen Kriege eine große Rolle gespielt [3]). Die von Durchschnittsfeldherren geleiteten Schlachten lassen sich natürlich nicht ebenso leicht in diese Reihe zwischen Leuthen und Ligny einfügen, denn jenen Führern fehlt nicht nur meistens die nötige Anschauungskraft zum Erkennen des Einzelfalles [4]), es gehen ihnen und ihren Truppen auch oft die zur Ausführung kunstvoller Handlungen erforderlichen seelischen Eigenschaften ab. Bei ihnen sind Entscheidungsakte und Zerstörungsakte höheren Stils sehr selten. Nach dem subjektiven Maßstabe der Kunst (der persönlichen Leistung) haben die Schlachten derselben daher nur geringeren Wert, was nicht verhindert, daß sie nach dem objektiven Maßstabe der Strategie [5]), d. h. in bezug auf die Folgen für den Krieg, ihrem Zwecke genügen können. Indessen zeigt auch die Mehrzahl derartiger Handlungen Elemente idealistischer oder realistischer Natur und steht dadurch mit den Prinzipien der großen Kunst in erkennbarer Beziehung; wollte man sie zwischen Leuthen und Ligny einreihen, so müßte man sie in der Nähe des Indifferenzpunktes unterbringen.

---

1) Beim Zerstörungsakte spielt ja anfangs die „Idee" gar keine Rolle, was der Ausspruch Napoleons zum Ausdruck bringt: „On s'engage partout et puis on voit".

2) Vgl. Probleme des Krieges, Teil I, S. 45, 59 und 100.

3) Ebenda Teil I, S. 36 und Teil II, Buch II, S. 86.

4) Ebenda Teil I, S. 18.

5) Vgl. Probleme des Krieges, Teil I, S. 207.

Die Schlachten der großen Feldherren aller Zeiten tragen einen mehr oder weniger ausgesprochenen idealistischen oder realistischen Stil. Alexander [1]) und Hannibal sind unverkennbare Vertreter des Idealismus. Gaugamela und Cannä sind hervorragende Handlungen hohen Idealstils; erstere Schlacht hat im inneren Wesen sehr viel Ähnlichkeit mit Leuthen und ist unmittelbar neben diese Schlacht zu rangieren. Auch bei Issus ist als Hauptakt der Entscheidungsakt anzusehen, für welchen die griechische Phalanx die deutlichste und reinste Verkörperung bildet. Dies ist nur deshalb weniger in die Erscheinung getreten, weil der Hauptangriff in vielen Fällen von beiden Gegnern gewohnheitsmäßig mit dem rechten Flügel ausgeführt wurde, wodurch meist die schwächeren linken Flügel geschlagen wurden, aber keine Entscheidung herbeigeführt werden konnte. Diesen Fehler hat der geniale Epaminondas wohl erkannt und bei Leuktra und Mantinea treffliche Entscheidungsakte durch den verstärkten linken Flügel gestaltet.

Cäsars Kunst hatte, der römischen Legionartaktik entsprechend, einen realistischen Grundzug. Bei der geringen Waffenwirkung hatte das Individualprinzip derzeit noch nicht die Kraftfülle, welche zur kunstvollen Ausführung eines Zerstörungsaktes erforderlich ist. Einen derartigen Akt im Stile von Ligny weisen die Schlachten Cäsars nicht auf, aber sonst hat dessen Schlachtenleitung viel mit der Napoleons gemein [2]).

Wir sind aber auf die verschiedenen Wirkungen in der Taktik deshalb näher eingegangen, weil sie die Bedeutung und Differenzierung des seelischen Prinzips aufs klarste erkennen lassen.

Unübertreffliche Untersuchungsobjekte sind die Schlachten Friedrichs und Napoleons, da sie den so wichtigen polaren Gegensatz oder die Differenzierung der Seelenkräfte in unmittelbarster Weise zur Anschauung bringen. Der Meinung Schellings [3]), daß im polaren Gegensatze ein Weltgesetz, ein Universalprinzip der Erklärung zu sehen sei, werden heutzutage nur wenige beipflichten; aber wenn selbst die große Intuition Goethes [4]) in dem Gesetz der Polarität eines der großen Triebräder der Natur zu erkennen geglaubt

1) Ebenda S. 209 ff.

2) Ebenda S. 211: Taktik Cäsars.

3) Schellings Leben usw. v. K. Fischer, S. 351.

4) R. Eucken, Lebensanschauungen der großen Denker, S. 451.

hat, so kann man die Bedeutung desselben nicht ohne gründliche Untersuchungen gering achten. Übertreibungen sind gewiß schädlich, da sie übergroße Erwartungen hervorrufen, welche notwendig zu starken Enttäuschungen führen und damit übertriebenen Widerspruch heraufbeschwören. Heutzutage spricht fast niemand mehr von Polarität. Aber jene Differenzierung, wie sie in der Wirkung der Seelenkräfte und der Zwecke bei Leuthen und Ligny so unmittelbar anzuschauen ist, bietet ein so hervorragendes Musterbeispiel, daß sich der Gedanke von selbst aufdrängen muß, dasselbe als Analogie zur Untersuchung ähnlicher Objekte zu benutzen. Der Wert der bei diesen Versuchen gewonnenen Anschauungen und Gesichtspunkte ist selbstverständlich nur durch fortgesetzte praktische Untersuchungen festzustellen. Aus moralischen Bedenken etwa das Gebiet des Krieges als nicht wissenschaftliches Objekt der Erkenntnis anzusehen, wäre u. E. ganz unkritisch. Das Objekt hat lediglich den Wert seiner Brauchbarkeit. Es handelt sich hier ja nicht um die Berechtigung oder gar um die Anpreisung der Kriege, sondern um den Untersuchungswert gewaltiger Geistestaten, welche von zwei der größten Genies in unbewußter Zwecktätigkeit[1]) geschaffen sind. Niemand wird wohl bezweifeln, daß Friedrich und Napoleon mehr und bessere Erfahrungen auf dem Gebiet der praktischen Seelenkunde gehabt haben als die meisten Philosophen. Gewiß würde sich Hegel, der die sittliche Notwendigkeit des Krieges anerkannt, ja dessen sittliche Heilkraft gepriesen hat[2]), nicht gesträubt haben, die Taten Friedrichs und Napoleons, welchen er in übertriebener Bewunderung die „Weltseele“[3]) genannt hat, zur Veranschaulichung des Differenzierungsprozesses zu benutzen. Sie sind dazu jedenfalls besser geeignet wegen ihrer größeren Anschaulichkeit als aus der Körperwelt entnommene Objekte, deren Wesen im letzten Grunde uns völlig unbekannt ist.

1) Friedrich und Napoleon haben wohl die Wirkungen ihrer Handlungsweise gekannt, aber nicht das Gesetz, auf dem sie beruhten. Vgl. auch Teil III der Probleme, Buch I, S. 164.

2) Hegels Leben usw. v. K. Fischer, S. 737.

3) Ebenda.

Strategische Anschauungen Clausewitz'.

Unsere Untersuchung wendet sich nun zum Problem der Strategie. Dasselbe bietet weit größere Schwierigkeiten als das der Taktik, weil in einem großen Kriege die Einzelvorgänge wie die ganze Handlung schwerer zu schildern und zu übersehen sind, und die Wirkungen und Zwecke einen zusammengesetzteren Charakter tragen als in einer Schlacht, welche doch nur einen kleinen Teil eines Feldzuges bildet. Dennoch ist die Analogie (wesentliche Ähnlichkeit) zwischen den beiden Zwecktätigkeiten eine so evidente, daß man von vornherein mit Zuversicht annehmen kann, es werden sich fruchtbare Schlüsse von der Taktik auf die Strategie machen lassen. Die Unterschiede zwischen ihnen dürfen aber um so weniger unbeachtet gelassen werden, als gerade sie auf das Wesen beider interessante und wichtige Schlaglichter werfen.

Für unsere Untersuchung liefert die „Lehre vom Kriege" ein ganz vortreffliches Material; dasselbe ist aber von so gewaltigem Umfange, auch an so verschiedenen Stellen untergebracht, daß eine zweckentsprechende Auswahl und systematische Anordnung des Stoffes sich als notwendig erweist. In dem nachstehenden Auszuge haben wir uns daher eine noch größere Beschränkung auferlegt als in der Taktik.

A. Wesen des Krieges.

1. Definition: Wir wollen hier nicht erst in eine schwerfällige publizistische Definition des Krieges hineinsteigen, sondern uns an das Element desselben halten, den Zweikampf. Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf. Wollen wir uns die Unzahl der einzelnen Zweikämpfe, aus denen er besteht, als Einheit denken, so tun wir besser, uns zwei Ringende vorzustellen. Jeder sucht den anderen durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein nächstes Ziel ist, den Gegner niederzuwerfen und dadurch zu jedem ferneren Widerstand unfähig zu machen. Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen[1] (S. 3).

1) Das ist also die Definition, von der Clausewitz ausgeht bei seinen Untersuchungen.

2. Die Gewalt rüstet sich mit den Erfindungen der Kunst und Wissenschaften, um der Gewalt zu begegnen; physische Gewalt ist also das Mittel; dem Feinde unsern Willen aufzubringen[1]), der Zweck. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, müssen wir den Feind wehrlos machen, und dies ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung. Es vertritt den Zweck[2]) und verdrängt ihn gewissermaßen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges (S. 3 und 4).

3. Der Gedanke, es gäbe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne zuviel Wunden zu verursachen, und dies sei die wahre Kriegskunst, ist nicht richtig. Da der Gebrauch der physischen Gewalt die Mitwirkung der Intelligenz keineswegs ausschließt, so muß der, welcher die Gewalt rücksichtslos gebraucht, ein Übergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht tut. Dadurch gibt er dem andern das Gesetz, und so steigern sich beide bis zum Äußersten. In die Philosophie des Krieges selbst kann nie ein Prinzip der Ermäßigung hineingetragen werden, ohne eine Absurdität zu begehen (S. 4).

4. Krieg ist Kampf, und dieser ist allein das wirksame Prinzip in der mannigfaltigen Tätigkeit, die man in der weiteren Bedeutung Krieg nennt. Kampf aber ist ein Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte vermittels der letzteren. Daß man die geistigen nicht ausschließen darf, versteht sich von selbst, denn der Zustand der Seele hat ja den entschiedensten Einfluß auf die kriegerischen Kräfte[3]) (S. 62).

5. Der Kampf zwischen Menschen besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Elementen: dem feindseligen Gefühl und der feindseligen Absicht[4]). Wir haben das letztere unserer beiden Elemente zum Merkmale unserer Definition genommen, weil es das allgemeinere ist. Man kann sich auch die roheste, an Instinkt grenzende Leidenschaft des Hasses nicht ohne feindliche Absicht denken. Der Krieg, auch der Gebildeten, ist aber keinesfalls auf einen bloßen Verstandesakt der Regierung zurückzuführen. Ist der Krieg ein Akt der Gewalt, so geht er notwendig auch das Gemüt an; geht er nicht von ihm aus, so führt er doch mehr oder weniger auf dasselbe zurück, je nach der Wichtigkeit und Dauer der feindseligen Interessen (S. 4 und 5).

6. Wir wiederholen also unsern Satz: Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenze; so gibt jeder dem andern das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriffe nach zum Äußersten führen muß (S. 5).

7. Wir haben gesagt, den Feind wehrlos zu machen, sei das Ziel des kriegerischen Aktes, und wir wollen nun zeigen, daß dies wenigstens in der theoretischen Vorstellung notwendig ist. Wenn der Gegner unsern Willen erfüllen soll, so müssen wir ihn in eine Lage versetzen, die nachteiliger als das Opfer ist, welches wir von ihm fordern, aber nicht nur vorübergehend, sonst würde der Gegner einen besseren Zeitpunkt abwarten. Jede Veränderung muß vielmehr zu einer

---

1) Also eine psychologische Wirkung (gegen den „Willen" gerichtete).

2) d. i. den politischen.

3) Nr. 4 ist eine zweite Definition des Krieges, welche die erste weiter ausführt.

4) d. i. der Zweck.

noch schlimmeren Lage des Gegners führen, wenigstens in der Vorstellung[1]). Die schlimmste Lage ist die gänzliche Wehrlosigkeit. Der Gegner muß also entweder faktisch wehrlos gemacht oder in einen Zustand versetzt werden, der ihn mit Wahrscheinlichkeit damit bedroht. Hieraus folgt, daß die Entwaffnung oder das Niederwerfen des Feindes immer das Ziel des Krieges sein muß: da der Krieg aber der Stoß zweier lebendiger Kräfte[2]) gegeneinander ist, so muß jenes letzte Ziel auch von beiden Teilen gedacht werden. Solange ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, muß ich fürchten, daß er mich niederwirft (S. 5 und 6).

8. Wollen wir den Gegner niederwerfen, so müssen wir unsere Anstrengungen nach seiner Widerstandskraft bemessen, welche sich durch das Produkt aus der Größe der vorhandenen Mittel und der Stärke seiner Willenskraft ausdrückt. Die Größe der Mittel würde sich bestimmen lassen, da sie (wiewohl doch nicht ganz) auf Zahlen beruht; aber die Willenskraft[3]) ist viel weniger zu bestimmen. Gesetzt, es gelänge, eine erträgliche Wahrscheinlichkeit für die Widerstandskraft des Gegners zu bestimmen, so könnten wir danach die Größe unserer Anstrengung bemessen, und diese entweder so groß machen, daß sie überwiegt oder, wenn dazu unsere Mittel nicht ausreichen, so groß wie möglich. Aber dasselbe tut der Gegner, also neue gegenseitige Steigerung, die in der bloßen Vorstellung das Bestreben zum Äußersten haben muß.

9. So findet in dem abstrakten Gebiet des bloßen Begriffs der Verstand nirgend Ruhe, bis er an dem Äußersten angelangt ist (S. 6 und 7).

Wollten wir also aus dem bloßen Begriff des Krieges einen absoluten[4]) Punkt für das Ziel, welches wir aussetzen, und für die Mittel, welche wir anwenden wollen, herleiten, so würden wir bei den beständigen Extremen in Wechselwirkungen geraten, die nichts als ein Spiel der Vorstellungen wären. Es würde in manchen Fällen ein unnützer Kraftaufwand entstehen, dem sich andere Grundsätze der Regierungskunst entgegenstellen würden usw.

Anders gestaltet sich alles, wenn wir aus der Abstraktion in die Wirklichkeit[5]) übergehen. Jeder der beiden Gegner ist dem andern keine abstrakte Person, auch nicht in bezug auf den Willen; den Gegner kann man meist schon aus dem beurteilen, was er ist und tut, auch ist die Entscheidung im Kriege nicht eine einzige oder eine Reihe gleichzeitiger, auf welche alle Vorbereitungen gerichtet sein müssen; sie besteht vielmehr aus mehreren sukzessiven Akten, so daß der vorhergehende zum Maß für die nachfolgenden werden kann, und so tritt auch hier die wirkliche Welt an die Stelle des Abstrakten usw. (S. 7 und 8).

10. Erfahrungsmäßig können die Kampfmittel im Kriege nicht alle zu gleicher Zeit aufgeboten und in Wirkung gesetzt werden; schon darum werden beide Gegner in ihrer Wechselwirkung hinter der Linie der äußersten Anstrengungen zurückbleiben. Die Kampfmittel sind: die eigentlichen Streitkräfte, das Land mit seiner Oberfläche,

---

1) Auch hier also eine psychische Wirkung: gegen die Vorstellung.

2) Man beachte die mechanistische Anschauung.

3) Der Wille ist ein irrationelles Prinzip.

4) Der Begriff des „Absoluten“ spielt bei Hegel eine große, aber nicht eindeutige Rolle.

5) d. i. uns an die Erfahrung wenden.

die Bevölkerung und die Bundesgenossen. Das ganze Land mit seiner Bevölkerung ist Quell der eigentlichen Streitkraft, aber auch eine unmittelbar wirksame Größe, mit dem Teil, der zum Kriegstheater gehört. Nun kann man wohl alle beweglichen Streitmittel gleichzeitig wirken lassen, aber nicht alle Festungen, Ströme, Gebirge, Einwohner usw. Ferner ist der Wille der Bundesgenossen nicht vom Kriegführenden abhängig, auch treten sie häufig erst später in Wirkung. Die Möglichkeit einer späteren Entscheidung unterstützt aber die Scheu vor großen Anstrengungen. Es ist dies ein wahrer objektiver Grund[1]) der Ermäßigung, durch den das Streben nach dem Äußersten auf ein bestimmtes Maß zurückgeführt wird. Auch dadurch wird die Heftigkeit der Kraftanstrengung gemäßigt, daß die Totalentscheidung eines ganzen Krieges nicht immer als eine absolute, sondern vom unterliegenden Staate oft nur als ein vorübergehendes Übel angesehen wird, für welches in den politischen Verhältnissen späterer Zeiten noch eine Abhilfe gewonnen werden kann (S. 9 und 10).

11. Nach den Daten des wirklichen Lebens also sind die Grenzen der Anstrengungen, und zwar nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen[2]) festzustellen. Sind die beiden Gegner nicht nur bloße Begriffe, sondern individuelle Staaten und Regierungen, ist der Krieg nicht mehr ein idealer[3]), sondern ein sich eigentümlich gestaltender Verlauf der Handlung, so wird das wirklich Vorhandene die Daten angeben für das Unbekannte. Aus dem Charakter, den Einrichtungen, dem Zustande, den Verhältnissen des Gegners wird jeder der beiden Teile nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen auf das Handeln des andern schließen und danach das seinige bestimmen (S. 10).

12. Was die Natur des konkreten Falles an sich erfordert, einen Wahrscheinlichkeitskalkul nach den gegebenen Verhältnissen, dazu läßt der mehr oder weniger langsame Verlauf des kriegerischen Aktes auch mehr oder weniger Zeit. Nun bedarf es nur noch eines einzigen Elements, um ihn zum Spiel zu machen: es ist der Zufall. Es gibt keine menschliche Tätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und allgemein in Berührung stände, als der Krieg. Mit dem Zufall aber nimmt das Ungefähr und mit ihm das Glück einen großen Platz im Kriege ein. Das Element, in dem sich der Krieg bewegt, ist die Gefahr; welche ist aber in der Gefahr die vornehmste der Seelenkräfte? Der Mut. Mut und kluge Berechnung können sich zwar gut vertragen, beide gehören aber doch verschiedenen Seiten der Seele an. Wagen, Vertrauen auf Glück, Kühnheit, Verwegenheit sind nur Äußerungen des Mutes, und alle diese Richtungen suchen das Ungefähr (S. 16).

13. Wir sehen also, wie das Absolute, das sogenannte Mathematische, in dem Berechnungen der Kriegskunst nirgend festen Grund findet, und daß von vornherein ein Spiel von Möglichkeiten usw. hineinkommt, welches von allen Zweigen des menschlichen Tuns den Krieg dem Kartenspiel am nächsten stellt (S. 17). Obgleich sich unser Verstand immer zur Klarheit und Gewißheit hingedrängt fühlt, so fühlt sich unser Geist oft von der Ungewißheit angezogen und schwelgt oft im Reiche der Möglichkeiten. Die Theorie soll daher auch das Menschliche berücksichtigen, auch dem Mute, der Kühnheit, selbst der Verwegenheit ihren Platz einräumen. Die Kriegs-

---

1) „psychologischer" Natur.

2) Gibt es Wahrscheinlichkeitsgesetze?

3) d. i. „nur begrifflich vorgestellter".

kunst hat es mit lebendigen und moralischen Kräften zu tun, Mut und Selbstvertrauen sind im Kriege ganz wesentliche Prinzipien. Die Theorie soll folglich nur solche Gesetze aufstellen, in welchen sich jene Tugenden frei bewegen können.

14. Der Krieg einer Gemeinschaft — ganzer Völker, namentlich gebildeter Völker — geht stets von einem politischen Zustande aus und wird stets von einem politischen Motiv hervorgerufen; er ist also ein politischer Akt und nicht eine ungestörte Äußerung der Gewalt, wie wir ihn aus seinem bloßen Begriff ableiten mußten. Der Krieg der wirklichen Welt ist das Wirken von Kräften, welche sich nicht gleichartig und gleichmäßig entwickeln, die gewissermaßen ein Pulsieren der Gewaltsamkeit, mehr oder weniger schnelle Lösungen der Spannungen und Erschöpfung der Kräfte [1]) zeigen usw., aber so lange dauernd, um dem Willen einer leitenden Intelligenz unterworfen zu bleiben. Verlangt auch der politische Zweck die erste Rücksicht bei seiner Leitung, so muß er sich doch der Natur des Mittels fügen und wird dadurch oft ganz verändert. Die Politik wird also den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben (S. 18). Der Krieg ist also ein wahres politisches Instrument, nur Fortsetzung des politischen Verkehrs, nur Durchführung desselben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigentümlich bleibt, bezieht sich bloß auf die eigentümliche Natur der Mittel Daß die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im allgemeinen und der Feldherr in jedem einzelnen Falle verlangen. Die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden (S. 19).

15. Das Gesetz des Äußersten [2]), die Absicht, den Gegner wehrlos zu machen, hatte im „idealen Kriege" den politischen Zweck gewissermaßen verschlungen. Je mehr dieses Gesetz zurücktritt, muß der politische Zweck wieder hervortreten. Ist die ganze Betrachtung ein Wahrscheinlichkeitskalkul aus bestimmten Personen und Verhältnissen hervorgehend, so muß der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv ein sehr wesentlicher Faktor in diesem Produkt werden. Je kleiner das Opfer ist, welches wir vom Gegner fordern, um so geringer dürfen wir erwarten, daß seine Anstrengungen sein werden, es uns zu versagen, je geringer diese sind, um so kleiner dürfen die unsrigen bleiben. So wird also der politische Zweck das Maß sein, sowohl für das Ziel [3]), welches durch den kriegerischen Akt erreicht werden muß, als für die Anstrengungen. Aber da wir es nicht mit bloßen Begriffen, sondern mit wirklichen Dingen zu tun haben, so kann derselbe politische Zweck bei verschiedenen Völkern, ja bei demselben Volke zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wirkungen haben. Es können in zwei Völkern und Staaten solche Spannungen [4]), eine solche Summe feindseliger Elemente sich finden, daß ein an sich sehr geringes poli-

---

1) Diese Schilderung paßt sowohl auf mechanische als geistige Wirkungen.

2) Der Begriff des „Äußersten" scheint von Clausewitz rein logisch aufgefaßt zu sein und keinerlei Gegensatz einzuschließen.

3) Das „strategische" Ziel; es ist stets scharf mit dem politischen Ziel auseinanderzuhalten.

4) Über derartige Spannungen gibt es leider keinerlei wissenschaftliche Untersuchung; dieselbe wäre psychologisch jedenfalls sehr interessant.

tisches Motiv eine weit über seine Natur hinausgehende Wirkung hervorbringen kann. Das gilt für die Anstrengungen, welche der politische Zweck in beiden Staaten hervorrufen kann, und für das Ziel (strategische), welches er dem Kriege steckt. Zuweilen wird er selbst dies Ziel sein können, z. B. die Eroberung einer gewissen Provinz; zuweilen wird er sich selbst nicht dazu eignen; dann muß ein solches genommen werden, welches als ein Äquivalent für ihn gelten und ihn beim Frieden vertreten kann usw.; in diesem Falle wird der politische Zweck im allgemeinen mit diesem heruntergehen, und zwar um so mehr, je mehr der Zweck vorherrscht. Auf diese Weise erklärt sich auch, wie es ohne Widerspruch Kriege mit allen Graden von Wichtigkeit und Energie geben kann, vom Vernichtungskriege hinab bis zur bloßen bewaffneten Beobachtung (S. 12).

16. Je großartiger die Motive sind, je gewaltsamer die Spannungen, die dem Kriege vorhergehen, um so mehr wird sich der Krieg seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen [1]). Je schwächer Motive und Spannungen, um so weniger wird die natürliche (?) Richtung des kriegerischen Elements in die Linie fallen, welche die Politik gibt, um so mehr muß der Krieg von seiner natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziele eines „idealen Krieges“, um so mehr scheint dieser politisch zu werden. Dennoch ist die eine Art so politisch wie die andere. Nur wenn man sich den Krieg als politisches Instrument denkt, ist es möglich, nicht mit der sämtlichen Kriegsgeschichte in Widerspruch zu geraten. Diese Ansicht zeigt, wie verschieden die Kriege nach der Natur ihrer Motive und der Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen, sein müssen (S. 19, 20).

17. Der Krieg ist nicht nur ein wahres Chamäleon, weil in jedem konkreten Falle seine Natur sich etwas ändert, sondern er ist auch seiner Gesamterscheinung nach in Beziehung auf die ihn beherrschenden Tendenzen eine wunderliche Dreifaltigkeit, zusammengesetzt aus der ursprünglichen Gewaltsamkeit seines Elementes, dem Haß und der Feindschaft, die wie ein blinder Naturtrieb anzusehen sind, aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls, die ihn zu einer freien Seelentätigkeit machen, und der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeuges, durch welche er dem bloßen Verstande anheimfällt (S 20).

ad A. Vorstehende allgemeine Betrachtungen über das Wesen des Krieges sind dem 1. Kapitel des ersten Buches [2]) entnommen, das Clausewitz als das gelungenste der Lehre vom Kriege bezeichnet hat. Sein Inhalt zeigt aber auch am deutlichsten den Einfluß der Hegelschen Philosophie, sowohl in bezug auf die Prinzipien, wie namentlich auch in bezug auf die Methode, denn Clausewitz sucht die Erkenntnis hauptsächlich abstrakten Begriffen, spekulativer Betrachtung oder allerhand Analogien zu entnehmen. Er hatte sich wohl zunächst die Aufgabe gestellt, in

1) Erfahrungsmäßig?

2) Nur die 2. Definition des Krieges (s. Nr. 4) gehört zum 1. Kap. des 2. Buches.

diesem so schwierigen und wenig angebauten Gebiete erst einmal die Grundfragen aufzusuchen und zu formulieren. Daß unter solchen Umständen der erste Versuch unmöglich zur Vollendung führen konnte, liegt auf der Hand.

Um den Begriff des Krieges zu definieren, hat Clausewitz auf das Element desselben, den Zweikampf, zurückgegriffen. Er zieht es dabei vor, nicht von den vielen Zweikämpfen, aus denen nach seiner Ansicht [1]) der Krieg besteht, sondern vom Ringkampf auszugehen. Zwischen einem Ringkampfe und einem großen Krieg besteht indessen nur wenig Identisches. Daß zwischen dem Ringen in der Schlacht und dem Kampfe geübter Ringer eine nutzbare Parallele zu ziehen ist, ist nicht zu leugnen; die beiden Heere suchen wie die Ringer sich gegenseitig zu Boden zu werfen; auch kann man bei ihnen bemerken, daß sie nicht immer den Gegner von vornherein entscheidend angreifen, sondern oft erst die Kräfte desselben zu erschöpfen suchen und erst, nachdem dies erreicht ist, oder sich eine günstige Gelegenheit dazu bietet [2]), zur Entscheidung übergehen. Aber zwischen Ring- und Schlachtenkampf sind auch große grundsätzliche Unterschiede vorhanden; ist doch in der Schlacht nicht Kraft und Intelligenz in derselben Person vereinigt, und der Feldherr daher oft nicht imstande, die Truppen seinem Willen so, wie er möchte, dienstbar zu machen. Weit verschiedener aber liegen die Verhältnisse zwischen einem Ringkampfe und einem großen, langen Kriege. Hier sind ja die Zwecke und die Verwendung der Mittel sowie die Folgen des Handelns viel komplizierter und mannigfaltiger, wie schon der Unterschied, der zwischen der Taktik und Strategie besteht, aufs evidenteste erkennen läßt. Es ist denn auch ohne weiteres klar, daß diese Analogie zwischen Krieg und seinem sogenannten Elemente, dem Zweikampf, nicht als wissenschaftlich wertvoll anzusehen ist und keine tieferen Erkenntnisse geben kann.

Die aus dieser Analogie gezogene Definition: Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, ist sehr abstrakt und unanschaulich. Die Begriffe „Gewalt“ und

---

1) Diese Ansicht ist nicht richtig, denn sie führt zum „Atomismus“, bei dem die Wirkung der Oberleitung usw. ausgeschlossen ist; selbst beim Individualgefecht kann man nicht von lauter Zweikämpfen reden. Siehe S. 32ff.

2) Es geht also der Entscheidung gegebenenfalls eine zweckmäßige Vorbereitung voraus.

„Willen" bedürfen selbst erst einer Erklärung, da sie keine Prinzipien sind. Clausewitz gibt eine solche in seiner 2. Definition (unter 4): Krieg in seiner eigentlichen Bedeutung ist Kampf, denn der ist das allein wirksame Prinzip; Kampf aber ist Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte mittels der letzteren; die geistigen aber sind die Hauptsache, denn der Zustand der Seele hat ja den entscheidendsten Einfluß auf die kriegerischen Kräfte. Wenn Clausewitz auch zwischen geistigen und körperlichen Kräften unterscheidet, so geht er doch nicht näher auf den Unterschied ein, der in der Wirkung beider besteht. Indem er von der kausalen Bedeutung der körperlichen Kräfte absieht, hat er geschickt die Schwierigkeiten vermieden, welche aus doppelten Kausalitätsprinzipien mit Notwendigkeit entspringen müssen. Im Grunde scheint er aber in bezug auf die geistige und körperliche Ursächlichkeit den Standpunkt der Identitätsphilosophie eingenommen zu haben, denn er trug kein Bedenken, geistige Wirkungen aus mechanischen Ursachen zu erklären[1]), wie wir sehen werden. Offenbar gibt er sogar der mechanischen Erklärung den Vorzug, weil sie sinnfälliger ist, auch meist in bestimmte Formeln gefaßt werden kann; geistige Größen und Wirkungen sind dagegen, nach seiner Ansicht wenigstens, weder in Klassen unterzubringen[2]), noch „wägbar" zu machen. Der Kausalstandpunkt, den eine Lehre einnimmt, ist natürlich von der allergrößten Bedeutung, da mit der kleinsten Verrückung desselben sich das Gesamtbild verschiebt. Die Prüfung des Kausalstandpunktes gehört also mit zu den wichtigsten Aufgaben einer Kritik.

Auf die nähere Untersuchung der Bedeutung der körperlichen Kräfte geht Clausewitz aber prinzipiell nicht ein, wie er denn überhaupt die materielle Seite der Wirkungen nur wenig berücksichtigt. Es ist dies auch u. E. kein großer Fehler, da derselbe in den Untersuchungen sich kaum fühlbar macht, denn in diesen Dingen liegt nicht der eigentliche Kern des Problems; auch gehören sie offenbar mehr in das Gebiet der Physiologie und der Naturwissenschaften[3]) als in das des Krieges.

---

1) Er hat also die Identität nicht nur für das „Urprinzip", sondern auch für die „Art der Wirkung in beiden Welten" angenommen. Hegels Standpunkt war ähnlich. Siehe S. 1 ff.

2) Siehe vom Kriege S. 138 Abs. 2.

3) Die Fragen nach den körperlichen Eigenschaften und Leistungen des Kriegers

Clausewitz sieht zweifellos die Begriffe „Gewalt“ (auch physische) [1]) und „Kampf“ als identisch an, denn Kampf ist ihm das allein wirksame Prinzip im Kriege. „Gewalt“ ist also nichts rein Materielles, sondern ebenso wie der „Kampf“ ein Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte. Dies ist für die Anschauung der Wirkungen natürlich von prinzipieller Bedeutung.

Soviel über die Mittel. Clausewitz wendet sich nun dem Zwecke zu, welchem der Krieg nach seinem Begriff dienen soll, und sucht zunächst darzutun, daß derselbe stets im „Niederwerfen“ des Gegners bestehen müsse (Nr. 7), denn nur wenn der Gegner niedergeworfen sei, könne man ihm seinen Willen aufdringen, also auch mit Sicherheit seinen politischen Zweck erreichen (Nr. 2); er setzt dann noch hinzu, daß aber auch in vielen Fällen schon die Vorstellung des Gegners, daß er mit dem Niederwerfen bedroht sei, genüge. Nun aber sind beides, sowohl das „Niederwerfen“ wie das „Bedrohen mit demselben“, Begriffe sehr relativer Natur, da sie, wie die Erfahrung lehrt, von vielen und zum Teil sehr veränderlichen Faktoren abhängen, z. B. von der Willenskraft der Regierung, den kriegerischen Eigenschaften des Volkes, von den militärischen Einrichtungen desselben, von der Lage und Größe des Landes usw. usw.; auf diese Weise ist es ganz unmöglich, mit jenen Begriffen eine einigermaßen konkrete Vorstellung zu verbinden. Der logisch richtige Gedanke, daß man dem „Niedergeworfenen“ jeden Frieden und jeden politischen Zweck aufdringen kann, hat also in der Wirklichkeit nur wenig Wert.

Mit seinen Allgemeinbegriffen setzt sich Clausewitz in zu schroffen Gegensatz zu der Erfahrung. Auch legt er sich zu selten die für die Kritik so wichtige Frage vor: ist das auch möglich? Es ist dann auch kein Wunder, daß sein Verstand in dem abstrakten Gebiet bloßer Begriffe nirgends Ruhe findet (S. 9) und er sich bald genötigt sieht, sich der Wirklichkeit und Erfahrung zuzuwenden. Sobald er diesen festen Boden unter den Füßen hat, werden die Dinge deutlicher und anschaulicher. Nun sind die beiden Gegner nicht mehr abstrakte Personen, sondern lassen sich nach dem erkennen und beurteilen, was sie bisher getan und geleistet haben. Auch der Krieg zeigt neue wich-

---

und dem Einfluß der Umwelt auf dieselben (Anstrengungen, Ernährung, Klima, Gegend usw.) sind von ganz allgemeinem Interesse; über diese Dinge gibt schon die Erfahrung des täglichen Lebens wichtige Aufschlüsse.

1) Es gibt keine reine physische Gewalt im Kriege.

tige Seiten. Er ist nicht immer (wie der Ringkampf) eine einzige entscheidende Handlung [1]), sondern besteht aus einer Reihe gleichzeitiger oder aus mehreren sukzessiven Akten, so daß es strategisch oft nicht möglich ist, alle Kampfmittel gleichzeitig zur Verwendung zu bringen (Nr. 10).

Auch über die im Kriege wirkenden Faktoren gibt die Erfahrung bessere Auskunft; die zum Äußersten führenden Vorstellungen der bloßen Begriffe werden durch die Daten des wirklichen Lebens aus ihrer idealen Höhe auf den Boden der Tatsachen zurückgeführt. Nun ist nicht mehr a priori der „bloße Begriff", sondern der konkrete Fall maßgebend; aus dem Charakter, dem Zustand, den Einrichtungen und den Verhältnissen des Gegners kann man ja gewisse Schlüsse auf das Handeln desselben machen und danach das eigene einrichten (Nr. 10 und 11).

Dennoch hat sich Clausewitz nicht genügend von seiner Vorliebe zu spekulativen Betrachtungen befreien können. Er würde sonst nicht zu der Ansicht gekommen sein, daß, je kleiner das Opfer (also der politische Zweck, den man verfolgt) ist, welches man vom Gegner verlangt, um so geringer auch die Anstrengungen desselben sein werden, es uns zu versagen (Nr. 15). Auch hier ist die Sache zu sehr vom rein logischen Standpunkte angesehen, denn vor der Erfahrung kann diese Ansicht nicht bestehen, wie er selbst dann auch bald zugeben muß. Selbst das kleinste Opfer hat nämlich oft sehr einschneidende Nebenwirkungen, durch welche die politische Bedeutung desselben sehr gesteigert werden kann. So wollte sich Bismarck 1866 keinesfalls darauf einlassen, auch nur ein einziges Dorf an Frankreich abzutreten, um nicht den Beruf Preußens als Beschützer Deutschlands zu gefährden. Das kleinste Opfer kann also mit schweren Schädigungen moralischer Art verbunden sein. Auch kann durch Nachgiebigkeit bekanntermaßen die Begehrlichkeit des Fordernden bedenklich gesteigert werden, wie Deutschland in den Kriegen mit Ludwig XIV. zu seinem Schaden erfahren hat [2]).

Oft ist auch das Ziel viel mehr ideeller als materieller

---

1) Clausewitz versteht hier unter „entscheidender Handlung" den auf ein festes strategisches Endziel gerichteten, sogenannten absoluten Krieg. Siehe S. 64.

2) Friedrich wollte lieber zugrunde gehen, als das kleinste Dorf abtreten, aber nicht aus ungemessenem Stolz, sondern weil er die nachhaltige Wirkung, die ein unbeugsamer Wille auf den Gegner ausübt, wohl erkannt hatte.

Natur, z. B. wenn es sich darum handelt, das Prestige zu befestigen oder wiederherzustellen. Hier hat offenbar weniger das Opfer als die Spannung [1]), welche bei beiden Gegnern vorhanden ist, den entscheidenden Einfluß auf die Höhe der Anstrengungen, welche von jenen gemacht werden (Nr. 15).

Es ist auch die Bedeutung nicht zu vergessen, welche der Anlaß und die Art der Kriegserklärung, an der stets ein Odium haftet, ausüben können: England würde nicht so bereitwillig die großen Opfer des Burenkrieges auf sich genommen haben, wenn es sich nicht moralisch verpflichtet gefühlt hätte, der verletzenden Herausforderung des kleinen Gegners mit allen Mitteln entgegenzutreten. Auch 1870 spielte die Art der französischen Kriegserklärung eine wichtige Rolle.

Mit Notwendigkeit mußte Clausewitz immer mehr zu der Anschauung kommen, daß das Absolute, das sogenannte Mathematische in den Berechnungen (!) der Kriegskunst nirgend einen festen Punkt findet (Nr. 13). Der Grund hierfür liegt aber u. E. weniger darin, daß jeder Fall im Kriege anders liegt (Nr. 1), als darin, daß die geistigen Größen, welche für die kriegerischen Wirkungen ja entscheidend sind, sich jeder mathematischen Berechnung, jeder Formel entziehen. Die Wirkungen derselben können nur annähernd in der inneren Anschauung geschätzt werden.

Daß es der Zufall ist, dessen Einfluß den Krieg zum Spiel macht, ist u. E. keine begründete Behauptung (Nr. 11), denn die Analogie zwischen Kartenspiel [2]) und Krieg ist keineswegs naheliegend. Wird doch im Kartenspiel das Zufällige durch Mischen erst künstlich herbeigeführt. Auch ist der Wert der Karten durch feste Regeln bestimmt und unterliegt keinen unberechenbaren Schwankungen wie der moralische Wert der Truppen, woraus sich prinzipielle Unterschiede ergeben. So vage Begriffe wie Zufall, Glück und Spiel vermögen denn auch das Wesen des Krieges nicht tiefer zu erleuchten.

---

1) Der Begriff „Spannung“ hat für Geistes- und Körperwelt verschiedene Kausalbedeutung. Läßt sich die Spannung für letztere (z. B. Gasspannung) berechnen und nach festen Gesetzen formulieren, so ist dies bei einer Spannung in einem Volke natürlich unmöglich, da sie hier der ihrem Wesen nach alogischen Willensseite angehört. Übrigens ist Hegel einer der ersten, der näher auf das Wesen des „Volksgeistes“ eingegangen ist.

2) Kartenspiel ist ein weiter Begriff, denn zwischen „Hasardspiel“ und einfachem „Whist“ ist ein großer Unterschied in bezug auf die Bedeutung des Zufalls.

Sobald Clausewitz das Gebiet des Psychologischen betritt, werden seine Ausführungen fruchtbarer. Der nachdrückliche Hinweis (Nr. 12 ff.) auf die Bedeutung des Muts, des Wagens, des Vertrauens auf Glück und Sieg, der Kühnheit und Verwegenheit [1]) für den Krieg, das Gebiet der Ungewißheit und Gefahr, ist gewiß berechtigt. Von ganz besonderem Interesse sind aber die Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Krieg und Politik. Hier hat Clausewitz die Dinge mit viel Intuition und von einem hohen Standpunkt aus betrachtet. Der Krieg ist als die großartigste Betätigung der Seelenkraft eines Volkes natürlich nicht als ein selbständiges Ding (ein Ding für sich) anzusehen, schon weil er für die Interessen und Zwecke der Gemeinschaft geführt wird und oft einen wichtigen Faktor der Entwicklung bildet [2]). Mit Recht ist das Kriegführen als eine der wichtigsten Funktionen des Staates zu bezeichnen; daher muß man schon im Frieden sich auf die wahrscheinlichen Kriege vorbereiten und rüsten. Es ist dies sehr wichtig, weil erfahrungsmäßig nur die Kriege, auf welche sich der Staat schon rechtzeitig und zweckmäßig eingerichtet hat, mit einiger Sicherheit und Folgerichtigkeit zu einem guten Ende geführt werden. Sind aber die Hauptdaten, welche vorher festzustellen sind, nicht gesammelt oder falsch eingeschätzt, so ist es nicht möglich, den Charakter des kommenden Krieges ausreichend zu bestimmen, eine Hauptbedingung jeder guten Kriegführung [3]). Da diese eine der wichtigsten Funktionen des Staates ist, so muß selbstverständlich die oberste Staatsleitung bei der Anlage und Durchführung der Operationen, ganz besonders aber bei der Festsetzung der strategischen Ziele oft das entscheidende Wort sprechen; die volle Übereinstimmung zwischen Politik und Kriegführung kann nur dann bestehen, wenn beide in einer starken Persönlichkeit [4]) vereinigt sind; ob auf die Politik oder die Kriegführung die Hauptrücksicht zu nehmen ist, kann in jedem einzelnen Falle nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit, die hier allein maßgebend ist, bestimmt werden.

---

1) Über die Bedeutung dieser Seelenvermögen siehe Teil I der Probleme, S. 288.

2) Hegel hat mehrfach auf diesen Einfluß des Krieges hingewiesen, dessen Nebenw rkungen oft von wichtigen Folgen für die Kulturentwicklung sind.

3) Siehe Teil II der Probleme, S. 185.

4) Auch 1870/71 wurde die Politik Bismarcks und die Kriegführung Moltkes in der Person des Kaisers Wilhelm aufs glücklichste vereinigt; dieser bildete die letzte Instanz für die nicht immer zusammenlaufenden Anschauungen.

Wenn Clausewitz zuletzt den Krieg für eine wunderliche Dreifaltigkeit erklärt (Nr. 16), zusammengesetzt aus dem Haß und der Feindschaft (im Volke), der feinen Seelentätigkeit (des Feldherrn) und der untergeordneten (?) Natur eines politischen Werkzeugs (für die Zwecke der Regierung), so liegt in diesem Satze insofern eine tiefere Bedeutung, als in ihm des Autors grundsätzlicher Standpunkt zum Ausdruck kommt. Clausewitz hat wohl auf die Verschiedenheit und Verschiedenartigkeit der im Kriege wirkenden Hauptfaktoren hinweisen wollen, welche alle drei geistiger Art sind. In der Strategie tritt jedenfalls die Bedeutung des geistigen Prinzips noch evidenter zutage als in der Taktik.

Zeigte sich bisher der Einfluß Hegels hauptsächlich in der angewandten Methode, so ist dies an anderen Stellen auch ebenso deutlich in bezug auf die Prinzipien der Fall. Am sichtbarsten tritt dies zutage, wenn Clausewitz sich auf die Untersuchung der ziemlich belanglosen Frage näher einzugehen veranlaßt sieht, wie der Stillstand im kriegerischen Akte ohne Widerspruch zu erklären sei, da nach der logischen Betrachtung des Krieges eigentlich eine vollkommene Kontinuität des Handelns vorhanden sein müsse. Um diesen Widerspruch zwischen der Spekulation und Erfahrung aufzulösen, hat Clausewitz auf das Prinzip der Polarität zurückgegriffen:

Indem wir das Interesse des einen Feldherrn immer in entgegengesetzter Größe bei dem andern denken, nehmen wir eine wahre Polarität an. Das Prinzip der Polarität ist nur gültig, wenn dasselbe an einem und demselben Gegenstande gedacht wird, wo die positive Größe und ihr Gegensatz, die negative, sich genau vernichten. In einer Schlacht will jeder der beiden Teile siegen: das ist wahre Polarität, denn der Sieg des einen vernichtet den des andern. Wenn aber von zwei verschiedenen Dingen die Rede ist, die eine gemeinsame Beziehung außer sich haben, so haben nicht diese Dinge, sondern ihre Beziehungen die Polarität. Unterschiede sich der Angriff von der Verteidigung bloß durch das positive Motiv, der Kampf selbst wäre aber immer ein und derselbe, so würde in diesem Kampfe jeder Vorteil immer ein ebenso großer Nachteil für den andern sein, und es wäre Polarität vorhanden. Aber die beiden Formen des Kampfes, Angriff und Verteidigung, sind sehr verschieden und von ungleicher Stärke. Die Polarität liegt also in dem, worauf sich beide beziehen, in der Entscheidung, und nicht in Angriff und Verteidigung selbst. Ist die Form der Verteidigung die stärkere, so fragt es sich, ob der Vorteil der späteren Entscheidung bei dem einem ebenso groß ist wie der Vorteil der Verteidigung bei dem andern; wo das nicht ist, da kann der Vorteil der Verteidigung auch nicht mittels seines Gegensatzes diesen aufwiegen und so auf das Fortschreiten der Handlung hinwirken. Wir sehen also, daß die anregende Kraft, welche die Polarität der Interessen hat, sich in dem Unterschied der Stärke

von Angriff und Verteidigung verlieren und dadurch unwirksam werden kann usw. (S. 19).

Wenn hier Clausewitz zum Polaritätsprinzip, trotzdem es so wenig zur Klärung dieser Frage beitragen konnte, gegriffen hat, so ist das u. E. ein sicheres Zeichen, daß er dem Prinzip als Mittel der Erklärung einen sehr hohen Wert beigemessen hat. Es beruht diese Meinung offenbar weniger auf einer klaren Anschauung als auf einem unbestimmten Gefühl, dessen Berechtigung aber in diesem Falle nicht bestritten werden soll. Leider aber hat Clausewitz vom Wesen seines Erklärungsprinzips eine unrichtige Vorstellung gehabt. Die Polarität wird nämlich nicht an demselben Gegenstande, sondern an demselben Urprinzip gedacht, in welchem sich die polaren Gegensätze (der positive und negative) „aufheben", aber nicht „vernichten"; es ist ja im Indifferenzpunkte des Magnets der Gegensatz zwischen positivem und negativem Magnetismus wohl vorhanden und nur ausgeglichen. Auf diese Weise ist ja nur nachzuweisen, daß Wirkungen in ihren Äußerungen verschieden, im Prinzip aber identisch sein können; über die Interessen, Beziehungen jener Gegenstände, über die Vor- und Nachteile jener Wirkungen vermag das Polaritätsprinzip dagegen nichts auszusagen, muß dies vielmehr lediglich der Erfahrung überlassen. Wenn nun „Angriff und Verteidigung" wirklich die verschiedenen Formen desselben Urprinzips, d. h. des Kampfes, wären, so müßte nach jenem Gesetze auch der polare Gegensatz zwischen beiden hervortreten. Da dies nicht der Fall ist, konnte Clausewitz auch nicht die Polarität jener beiden Formen behaupten. Wenn er das Gesetz der Polarität aber richtiger erkannt hätte, hätte ihn dies negative Resultat auch zu der Frage führen müssen, ob denn auch Angriff und Verteidigung als die beiden Formen des Krieges[1]) anzusehen seien. Statt dessen ist er leider bei seinem Irrtum stehen geblieben; er hat sogar in dem Kampfe der beiden Gegner, in der Schlacht, wahre Polarität sehen wollen. Hier ist aber gar kein Polaritätsgegensatz, sondern einfach eine reale Entgegensetzung vorhanden, die mit Polarität und Identität absolut nichts zu tun hat. In der Schlacht findet ja tatsächlich öfters die Vernichtung des Gegners, aber nicht der Ausgleich innerer Gegensätze statt[2]). Auf Seite 33 ff. ist schon darauf hingewiesen, daß

1) Über die Bedeutung von Angriff und Verteidigung siehe S. 35 u. a. O.

2) Siehe auch Teil I der Probleme S. 273 ff.

Clausewitz auch in der Taktik den mißlungenen Versuch gemacht hat, die Verschiedenheit der Wirkungen aus ihrem polaren Gegensatz herzuleiten, den er im gleichzeitigen und sukzessiven Gebrauch der Kräfte (den Prinzipien für Angriff oder Verteidigung) suchte. Hätte Clausewitz ein besseres Verständnis des Polaritätsgesetzes [1]) gehabt, so würde er durch dasselbe wahrscheinlich eine wirkliche Förderung der Erkenntnis erfahren haben, wie unsere ferneren Untersuchungen zeigen werden.

Der Rückblick auf dieses Kapitel überzeugt uns, daß der einer unzulänglichen Analogie entnommene Begriff des Krieges zu einseitig ist und wegen seiner Dürftigkeit die Erscheinungswelt des Krieges nicht umfaßt. Trotz seiner geringen Anschaulichkeit kann er zu falschen Vorstellungen in bezug auf die Wirkungen, Ziele und das Maß der erforderlichen Anstrengungen führen. Clausewitz muß daher selbst zugeben, daß der bloße abstrakte Begriff nicht lebendige Erkenntnis geben kann, und es deshalb nötig ist, sich an die Erfahrung zu wenden, welche allein die erforderlichen Daten für ein zweckmäßiges Handeln zu liefern imstande ist. Die Erfahrung zeigt auch, daß alles Mathematische und Berechenbare im Kriege keine Berechtigung hat, weil die Wirkungen der Faktoren, von denen der Erfolg hauptsächlich abhängt, nicht berechenbar, sondern imponderabel sind. Sie sind ja hauptsächlich geistiger Natur; die so wichtigen moralischen Größen haben sogar im letzten Grunde einen mehr oder weniger irrationalen Charakter. Diese wichtigen psychologischen Betrachtungen führen zu der Tatsache, daß der Krieg nichts Selbständiges, sondern mit dem Staatsleben (Politik) aufs innigste verwachsen ist. Nur wenn man ihn als Funktion des Staates ansieht, kann man sich die Erscheinungen der Kriegsgeschichte ganz und richtig erklären. Da es nicht nur sehr verschiedene Staatszwecke für den Krieg gibt, sondern auch in den Völkern gegenseitige Spannungen von allen Stärkegraden, so ist evident, daß es auch Kriege der verschiedensten Art geben kann von der bloßen bewaffneten Beobachtung bis zum Vernichtungskrieg.

Dennoch ist der von Clausewitz aufgestellte Begriff des Krieges nicht ohne jede wissenschaftliche Bedeutung; wenn er auch nur die eine Seite des kriegerischen Handelns zeigt, so wird er doch in der Folge als

1) Welche Bedeutung Clausewitz dem Polaritätsprinzip beigelegt hat, sieht man auch daraus, daß er diesem ein besonderes Kapitel widmen wollte (siehe vom Kriege S. 14); falsche Anwendungen des Prinzips trifft man übrigens in der Literatur sehr häufig.

„absoluter Krieg“ immer mehr zu jenem Typus der organischen Kriegführung fortentwickelt, für welchen die strategische Kunst Napoleons das Vorbild geliefert hat. Wenn Clausewitz seinen idealen Krieg gleichsam als Wertmesser alles strategischen Handelns angesehen und hingestellt hat, so liegt die eigentliche Berechtigung hierfür natürlich weniger in diesem abstrakten Gedankendinge als in der Kunst des großen Schlachtenkaisers, von der jenes abstrahiert ist. Das „Ideal“ und das praktische Leben lassen sich indessen niemals ganz zusammenbiegen; ersteres kann auch niemals die unmittelbare untrügliche Anschauung wie sein Urbild geben; über die Wirkungen der Faktoren, über die strategischen Zwecke und ihre Bedeutung, über den Einfluß der Führung und der moralischen Potenzen des Heeres, über die Einwirkung des Persönlichen und Individuellen und über die so wichtigen Vorbedingungen und Nebenwirkungen wird jenes Ideal so gut wie nichts sagen können.

Bei der hohen Wertschätzung, welche der Erfahrung von Clausewitz stets bewiesen ist, ist die Wahl der begrifflichen und spekulativen Methode z. T. aus der Nötigung zu erklären, welche in dem abstrakten Charakter der Untersuchungen liegt. Hätte Clausewitz ernstlich von der Erfahrung ausgehen wollen, so hätte er sich nicht nur auf dieselbe berufen dürfen; es hätte vielmehr der Schilderung einer großen Zahl von Feldzügen [1]) bedurft, um das nötige Tatsachenmaterial heranzuschaffen. Die Untersuchung dagegen, welche von allgemeinen Begriffen ausgeht, ist dem Zwange des Stoffes mehr enthoben und kann sich ohne weiteres auf alle möglichen Dinge erstrecken. Clausewitz hat diesen Vorteil wahrgenommen und in diesem Kapitel eine Fülle tiefer Gedanken und geistvoller Betrachtungen in oft nur lockerem Zusammenhange niedergelegt, von denen unser Auszug natürlich nur den kleinsten Teil wiedergeben konnte.

Trotz der anfechtbaren Mischung von abstrakten Begriffen und Tatsachen der Erfahrung, von Deduktion und Induktion, ist der Inhalt dieses Kapitels so bedeutend und interessant, daß er immerhin eine geistvolle und wichtige Einführung in das Problem bildet.

---

1) Clausewitz hat eine ganze Reihe von Feldzügen hauptsächlich zu seiner eigenen Abklärung geschildert und durchforscht. Diese Arbeiten gehören mit zu den interessantesten und lehrreichsten der gesamten Militärliteratur, sind aber nicht so abgeschlossen, daß sie die Hauptgrundlage einer systematischen Lehre abgeben können. Leider hat Clausewitz in seinem Buch vom Kriege nirgends direkt Bezug auf diese wichtigen Arbeiten genommen, wodurch die Anschaulichkeit seiner Lehren entschieden geschädigt ist.

B. Zweck im Kriege.

1. Fragen wir zunächst nach dem Ziele, auf welches der ganze Krieg gerichtet sein muß, um für den politischen Zweck das rechte Mittel zu sein, so werden wir es ebenso veränderlich finden, als der politische Zweck und die eigentümlichen Verhältnisse des Krieges es sind. Der politische Zweck liegt eigentlich außerhalb des reinen Begriffs des Krieges; ist der Krieg ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, so muß derselbe stets niedergeworfen und wehrlos gemacht werden. Diesem aus dem Begriffe entwickelten Zweck kommen in der Wirklichkeit viele Fälle sehr nahe. Um den Begriff des Wehrlosmachens festzustellen, müssen drei allgemeine Gegenstände unterschieden werden: Streitkraft, Land und der Wille des Feindes. Die Streitkraft muß vernichtet werden, so daß sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann; das Land muß erobert werden, denn aus ihm können sich neue Streitkräfte bilden; aber auch der Wille des Feindes muß bezwungen werden, um seine Regierung und seine Bundesgenossen zur Unterzeichnung des Friedens oder das Volk zur Unterwerfung zu veranlassen. Mit dem Frieden muß man den Zweck des Krieges als erreicht ansehen (S. 23).

2. Aber dieser Zweck des abstrakten Krieges ist in Wirklichkeit nicht allgemein vorhanden und auch nicht notwendige Bedingung des Friedens. Bei zahllosen Friedensschlüssen war keiner der beiden Teile als wehrlos anzusehen, oft nicht einmal eine merkliche Störung des Gleichgewichtes vorhanden; ja es gibt ganze Klassen konkreter Fälle, in denen das Niederwerfen des Gegners nur ein unnützes Spiel der Vorstellung sein würde, weil der eine der Gegner bedeutend mächtiger ist. Der wirkliche Krieg ist also von seinem ursprünglichen (!) Begriff oft sehr weit entfernt.

Es können aber an Stelle der Unfähigkeit zum ferneren Widerstande zwei Dinge zum Frieden führen: die Unwahrscheinlichkeit des Erfolges oder ein zu großer Preis desselben. Wenn der ganze Krieg mehr der Wahrscheinlichkeitsberechnung anheimgegeben werden muß, wenn die Motive und Spannungen schwächer werden, so wird auch aus dem Resultat der Wahrscheinlichkeitsrechnung das Motiv zum Frieden hervorgehen können. Die offenbare Unwahrscheinlichkeit des Erfolges kann also schon zum Nachgeben bewegen[1]); in diesem Falle wäre also schon der andere Teil berechtigt, danach zu streben, nur diese Überzeugung beim Gegner hervorzurufen, da ein völliges Niederwerfen desselben nicht nötig wäre (S. 14).

3. Fast noch stärker wirkt die Beachtung des vermeintlichen Kräfteaufwandes auf den Entschluß zum Frieden. Da der Krieg kein Akt blinder Leidenschaft ist, so muß der Wert des politischen Zwecks auf die Größe des Opfers bestimmend einwirken. Sobald der Wert des politischen Zweckes dem Kraftaufwand nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, so muß er aufgegeben und Frieden gemacht werden. Die Motive zum Frieden in beiden Teilen steigen und fallen nach der Wahrscheinlichkeit des ferneren Erfolges und des dazu erforderlichen Kraftaufwandes.

Es wechseln erfahrungsmäßig die politischen Absichten im Laufe eines Krieges sehr oft, so daß sie zuletzt ganz andere werden, da sie durch die erreichten und die wahrscheinlichen Erfolge mitbestimmt werden (S. 25). Auf die Wahrscheinlichkeit des

1) Z. B. die Verbündeten nach den Schlachten von Austerlitz und Friedland.

Erfolges kann man durch dieselben Gegenstände wie beim Niederwerfen (s. 1) wirken: Vernichtung feindlicher Streitkräfte und Eroberung der Provinzen. Aber beide haben hier nicht dieselbe Wirksamkeit, denn es ist etwas ganz anderes, wenn wir dem ersten Schlage eine Reihe anderer folgen lassen wollen, bis der Gegner zu Boden liegt, als wenn wir uns mit einem Siege begnügen, um beim Gegner das Gefühl[1]) der Sicherheit zu brechen und für die Zukunft Besorgnisse einzuflößen, denn dann werden wir an die Vernichtung der Streitkräfte nur so viel setzen, als zu diesem Zwecke hinreichend ist. Ebenso ist es mit der Einnahme von Provinzen; in ersterem Falle ist die Vernichtung der Streitmacht der eigentliche Zweck und die Einnahme der Provinzen nur Folge davon, im zweiten Falle ist die Einnahme einer schlecht verteidigten Provinz schon an sich ein Vorteil, der den Gegner für den allgemeinen Erfolg besorgt machen und zum Frieden bewegen kann (S. 25).

Nun gibt es außerdem noch Mittel, auf die Friedensneigung des Gegners einzuwirken, nämlich Unternehmungen, die von unmittelbarer politischer Wirkung sind; sie sollen Bündnisse der Gegner trennen[2]) oder unwirksam machen, uns neue Bundesgenossen erwerben, oder politische Funktionen zu unserem Besten in Tätigkeit setzen. Auch durch diese Mittel kann die Wahrscheinlichkeit des Erfolges gesteigert, also der Weg zum Frieden abgekürzt werden (S. 25).

4. Als Mittel zur Erhöhung des Kraftaufwandes, also des Preises, können ebenfalls der Verbrauch der feindlichen Streitkräfte und die Besitznahme von Provinzen dienen, welche auch hier wieder von besonderer Bedeutung sind[3]). Durch die Besetzung von Provinzen, zur Erhebung von Kriegssteuern usw., wird namentlich der Schaden des Gegners bedeutend erhöht.

Das wichtigste und gebräuchlichste Mittel ist aber das Ermüden des Gegners: durch die Dauer der Handlung sollen die physischen und seelischen Kräfte des Gegners erschöpft werden. In diesem Falle muß man sich mit so kleinen Zwecken wie möglich begnügen, da ein großer mehr Kraftaufwand als ein kleiner erfordert; der kleinste Zweck, den wir uns vorsetzen können, ist der reine Widerstand, d. i. der Kampf ohne positive Absicht, denn bei diesem werden unsere Mittel verhältnismäßig am größten, also das Resultat am sichersten sein; es sollen so viele von des Feindes Kräften zerstört werden, daß er seine Absicht aufgeben muß; darin besteht die negative Natur unserer Absicht, welche zwar weniger Wirksamkeit, aber mehr Sicherheit bietet; was ihr an Wirkung im einzelnen Akte abgeht, muß sie durch die Dauer ersetzen, und so ist die negative Absicht das natürliche Mittel, den Gegner durch die Dauer des Kampfes zu ermüden (S. 26 ff.).

5. Hier liegt der Ursprung des das ganze Gebiet des Krieges beherrschenden Unterschiedes von „Angriff und Verteidigung"; aus der negativen Absicht selbst

1) Das ist eine psychologische Wirkung.

2) Z. B. 1796 bei der Feldzugseröffnung war der Zweck Bonapartes die Trennung der Österreicher und Piemontesen.

3) Die Begriffe „Vernichtung der Streitkräfte" und „Einnahme von Provinzen" können also je nach dem strategischen Zweck, dem sie dienen, im konkreten Falle sehr verschiedene kausale Bedeutung haben. Dies ist wohl zu beachten.

können alle stärkeren Vorteile und alle Formen des Kampfes abgeleitet werden, die ihr zur Seite stehen, und in welcher sich das philosophisch-dynamische Gesetz[1]), das zwischen Größe und Sicherheit des Erfolges besteht, verwirklicht. Gibt die negative Absicht, d. h. die Vereinigung aller Mittel im bloßen Widerstande, eine Überlegenheit im Kampfe, so wird, wenn sie groß genug ist, das Übergewicht des Gegners auszugleichen, die bloße Dauer des Kampfes hinreichen, den Widerstand des Gegners zu erschöpfen. Dieser Weg, die Ermüdung des Gegners[2]), begreift die große Anzahl von Fällen unter sich, wo der Schwache dem Mächtigen widerstehen will. Friedrich der Große, der Österreich niemals hätte niederwerfen können, bewog durch die talentvolle Anwendung einer weisen Ökonomie der Kräfte die Gegner zum Frieden, da sie erkannt hatten, daß der Kräfteaufwand viel größer sein würde, als sie sich anfangs vorgestellt hatten[3]) (S. 28).

Es gibt also der Wege zum Ziele viele; es ließen sich noch ganze Klassen von Zwecken als kürzere Wege zum Ziele hinzufügen, welche aus der menschlichen Natur entspringen und im Kriege nicht fehlen können, wo die Persönlichkeit der Kämpfer im Kabinett und im Felde eine so große Rolle spielt. Hiermit wächst die Zahl der Wege bis ins Unendliche (S. 28).

6. Da im Kriege alles im Zusammenhange steht, was einem Ganzen angehört, so muß jede Ursache sich in ihren Wirkungen bis ans Ende des kriegerischen Aktes erstrecken und das Endresultat modifizieren; ebenso muß jedes Mittel bis zum letzten Zweck hinaufreichen; man kann ein Mittel nicht bloß für den nächsten Zweck prüfen, sondern auch diesen Zweck selbst als Mittel für den höheren Zweck, und so an der Kette der einander untergeordneten Zwecke hinaufsteigen[4]); oft, besonders bei großen, entscheidenden Maßregeln, wird die Betrachtung bis zum letzten Zweck, der unmittelbar den Frieden bereiten soll, gehen müssen. Mit dem Hinaufsteigen zu jeder neuen Station, die man einnimmt, gewinnt man einen neuen Standpunkt für das Urteil, so daß dasselbe Mittel, das eben noch vorteilhaft schien, vom nächsthöheren Standpunkte verworfen werden muß. Je höher die Zwecke liegen, um so größer ist die Zahl der Mittel, die zu ihrer Erreichung nötig sind; der letzte Zweck des Krieges wird von allen Armeen gleichzeitig verfolgt[5]) (S. 105).

7. Im ersten Kapitel haben wir den Gesamtbegriff des Krieges gewissermaßen skizziert und sind bei dem Resultat stehen geblieben, daß das Niederwerfen des Feindes, folglich die Vernichtung seiner Streitkräfte, das Hauptziel des ganzen kriegerischen Aktes sei (S. 607). Dieser wird durch den Kriegsplan zusammengefaßt und

---

1) Dasselbe gilt also nach diesen Attributen für Geistes- und Körperwelt.

2) Über „Ermüden" als strategisches Endziel siehe S. 69ff., 76, 98.

3) Das entscheidende Moment liegt hier also in der strategischen Ökonomie der Kräfte.

4) Für das Hinaufsteigen von Zweck zu Zweck, vom niederen auf den höheren Standpunkt, hat Clausewitz in seinem Feldzuge von 1796 in Italien treffliche Beispiele geliefert (siehe besonders S. 295 daselbst).

5) Beispiele?

zur einzelnen Handlung [1]) gemacht, welche einen letzten Endzweck haben muß, in welchem sich alle besonderen Zwecke ausgleichen. Man fängt keinen Krieg an, ohne sich zu sagen, das erstere ist der Zweck (politische), das andere das Ziel (Endziel). Durch diesen Hauptgedanken werden alle Richtungen gegeben, der Umfang der Mittel, das Maß der Energie bestimmt; er äußert seinen Einfluß[2]) bis in die kleinsten Glieder der Handlung hinab. Da das Niederwerfen des Gegners bei der philosophischen Strenge des Begriffes das natürliche (!) Ziel des kriegerischen Aktes ist, so muß diese Vorstellung [3]) auch für beide Teile gelten. Aber dieser philosophischen Vorstellung geschieht nicht Genüge wegen der sehr großen Zahl von Dingen, Kräften und Verhältnissen, die der Krieg im Staatsleben berührt, und durch deren unzählige Windungen sich die logische Konsequenz nicht fortführen läßt. Diese Inkonsequenz findet bei dem einen oder bei beiden Teilen statt und wird so Ursache, daß der Krieg zu etwas ganz anderem [4]) wird, als er dem Begriff nach sein sollte, zu einem Halbdinge, zu einem Wesen ohne inneren Zusammenhang [5]). Wir werden uns also dazu verstehen müssen, den Krieg nicht aus seinen logischen Begriffen zu konstruieren, sondern der Ansicht Raum geben, daß der Krieg und seine Gestalt aus augenblicklich vorherrschenden Ideen, Gefühlen und Verhältnissen hervorgehen, und dies auch da der Fall gewesen ist, wo er seine absolute Gestalt angenommen hat, nämlich unter Bonaparte (S. 611).

8. Der Krieg ist nichts, als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln. Mit den diplomatischen Noten hören die politischen Verhältnisse der Völker und der Regierungen nicht auf, denn der Krieg ist bloß eine andere Art von Schrift und Sprache ihres Denkens, der freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik hat. Aber diese Vorstellungsart wird doppelt unentbehrlich, wenn wir bedenken, daß der wirkliche Krieg kein so konsequentes Bestreben ist, wie er seinem Begriffe nach sein sollte, sondern ein Halbding, ein Widerspruch in sich; er kann nur als ein Teil eines anderen Ganzen betrachtet werden, und dieses ist die Politik (S. 641). Er wird daher ihren Charakter annehmen; wird sie großartiger und mächtiger, so wird es auch der Krieg, und so wird er auch zuletzt zu seiner absoluten Gestalt gelangen können.

Nur durch diese Vorstellungsart [6]) wird der Krieg wieder zur Einheit und können alle Kriege als Dinge einer Art betrachtet werden; durch sie wird im Urteil der rechte Stand und Gesichtspunkt gegeben, aus dem die großen Entwürfe hervorgehen. Es ist überhaupt nichts so wichtig im Leben, als den Standpunkt zu ermitteln, aus dem die Dinge aufgefaßt und beurteilt werden müssen; denn nur von einem Standpunkte aus können wir

1) Wohl besser zur „Vollhandlung“ im Gegensatz zur „unvollständigen H.“, welche nicht zum Endzweck führt.

2) D. i. kausalen!

3) Rein „logische“.

4) Immer? Erfahrungsmäßig?

5) Oft auch ohne Vollständigkeit, da ihm der rechte Abschluß fehlt; er ist dann auch nicht als Vollhandlung anzusehen, weil kein Endziel erreicht wird.

6) D. i. als Funktion des Staatslebens.

die Masse der Erscheinungen in ihrer Einheit auffassen und uns vor Widersprüchen sichern [1]) (S. 642).

Heutzutage können wir wohl behaupten, daß die meisten Kriege als ein organisches Ganzes betrachtet werden müssen, von dem sich die einzelnen Glieder nicht absondern lassen, wo also jede einzelne Tätigkeit mit dem Ganzen zusammenströmen und aus der Idee dieses Ganzen hervorgehen muß (S. 643).

9. Je nachdem man die absolute Gestalt des Krieges oder eine der mehr oder weniger davon entfernten des wirklichen Krieges im Auge hat, entstehen zwei verschiedene Vorstellungen von dem Erfolge desselben. Bei der absoluten Gestalt, wo alles aus notwendigen Gründen geschieht, gibt es nur einen Erfolg, den Enderfolg, denn hier ist der Krieg ein unteilbares Ganzes, dessen Glieder nur in bezug auf das Ganze Wert haben. Dieser äußersten [2]) Vorstellung von dem Zusammenhange des Erfolges steht eine äußerste gegenüber, nach welcher derselbe aus einzelnen, für sich bestehenden Erfolgen zusammengesetzt ist und es also auf die Summe der Erfolge ankommt. Die Theorie kann keine der beiden Vorstellungen entbehren, fordert aber, daß die erstere als Grundvorstellung [3]) überall zugrunde gelegt und letztere nur als Modifikation gebraucht werde (S. 614).

10. Die Theorie verlangt, daß bei jedem Kriege zuerst der Charakter und die großen Umrisse nach der Wahrscheinlichkeit aufgefaßt werden, welche sich aus den politischen Verhältnissen und Größen ergibt; je mehr sich der wahrscheinliche Charakter dem absoluten Kriege nähert, um so inniger wird der Zusammenhang desselben sein, und um so mehr wird er des Allgemeingültigen und Notwendigen enthalten. Aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Kriege fortan alle diesen großartigen Charakter haben werden. Die Theorie kann also nicht nur beim absoluten Kriege verweilen und alle anderen Fälle ausschließen. Ihr prüfender Blick wird immer die Verschiedenheit der Verhältnisse [4]) im Auge behalten und Ziele und Mittel der individuellen Lage anpassen (S. 628).

11. Jenes Niederwerfen, das nach dem Begriff des Krieges stets das Ziel sein soll, verlangt nicht immer die gänzliche Eroberung des feindlichen Staates; es ist nicht einmal immer nötig, die Heere vorher zu schlagen, denn sie sind nicht als die einzige Potenz [5]) zu betrachten. Oft genügt schon die Einnahme der feindlichen Hauptstadt. Manchmal ist nach derselben noch eine große Schlacht zum Friedensschluß erforderlich. Der Enderfolg läßt sich also nicht aus allgemeinen Ursachen bestimmen, sondern nur durch die individuellen, namentlich viele moralische. Die Theorie sagt darüber: Aus den vorherrschenden Verhältnissen beider Staaten wird sich ein gewisser Schwerpunkt [6]), ein Zentrum der Kraft und Bewegung bilden,

1) Auch dieser einheitliche Standpunkt entspringt aus der Idee der Identitätslehre.

2) Man beachte hier den großen Gegensatz, auf den das „äußerste" hinweist.

3) Warum? Weil erstere Vollhandlungen, letztere aber unvollständig sind, weil sie kein Endziel erreichen? (Siehe Anm. S. 71.)

4) Des konkreten Falls.

5) Kausalfaktor.

6) Man beachte wohl den Kausalstandpunkt, den Clausewitz hier einnimmt, da von demselben die Richtigkeit der aufgestellten Behauptungen abhängt.

von dem das Ganze abhängt, und auf diesen Schwerpunkt des Gegners muß der gesamte Stoß aller Kräfte gerichtet werden. Hier liegt er in der Person des Herrschers oder in der Hauptstadt, dort in dem Heere mächtiger Bundesgenossen, oder in der Einheit der Interessen der Verbündeten; im Volkskriege meist in der Person der Hauptführer und der öffentlichen Meinung (S. 628).

So wie sich der Schwerpunkt immer da befindet, wo die meiste Masse beisammen ist, und wie jeder Stoß gegen den Schwerpunkt der Last am wirksamsten ist, wie ferner der stärkste Stoß mit dem Schwerpunkt der Kraft erhalten wird, so ist es auch im Kriege (S. 501). Die Streitkräfte jedes Kriegführenden, eines einzelnen Staates oder Bündnisses haben eine gewisse Einheit und durch diese Zusammenhang; wo aber Zusammenhang ist, da treten die Analogien des Schwerpunktes ein. Es gibt also in diesen Streitkräften gewisse Schwerpunkte, deren Bewegung und Richtung über die anderen Punkte mit entscheidet, und diese Schwerpunkte finden sich da, wo die meisten Streitkräfte beisammen sind. So wie aber in der toten Körperwelt die Wirkung gegen den Schwerpunkt in dem Zusammenhang der Teile ihr Maß und ihre Grenze hat, so ist es auch im Kriege. Die centra gravitatis in der feindlichen Kriegsmacht zu unterscheiden, ihre Wirkungskreise zu erkennen, ist ein Hauptakt des strategischen Urteils. Stets wird, so glauben wir, ein Kriegstheater mit seiner Streitkraft sich als eine solche Einheit darstellen, die auf einen Schwerpunkt zurückzuführen ist (S. 503).

12. Was aber auch der Schwerpunkt des Gegners sein mag, so bleibt doch die Besiegung seiner Streitkraft der sicherste Anfang und stets das Wesentlichste. Nach der Mehrzahl der Erfahrungen bewirken folgende Umstände die Niederwerfung des Gegners:

a) Zertrümmerung seines Heeres, wenn es einigermaßen eine Potenz bildet.

b) Einnahme der feindlichen Hauptstadt, wenn sie der Mittelpunkt der Staatsgewalt und der Sitz politischer Körper und Parteiungen ist.

c) Ein wirksamer Stoß gegen den hauptsächlichsten Bundesgenossen, wenn er bedeutender ist als der Gegner.

Das Niederwerfen ist möglich und ratsam, wenn unsere Streitkraft hinreicht, über die feindliche einen entscheidenden Sieg davonzutragen und diesen bis auf den Punkt zu verfolgen, wo die Herstellung des Gleichgewichtes nicht mehr denkbar ist. Außerdem müssen wir sicher sein, uns durch einen solchen Erfolg nicht neue Feinde zu erwecken, die uns zwingen, von dem ersten Gegner abzulassen [1]). Bei der Veranschlagung der Kräfte stellt sich häufig der Gedanke ein, nach einer dynamischen Analogie die Zeit als Faktor der Wirkung anzusehen und anzunehmen, die halbe Anstrengung und die halbe Kraft würden hinreichen, in zweien Jahren zu leisten, was in einem nur mit dem Ganzen errungen werden könnte. Diese Ansicht ist falsch; eine Wechselwirkung zwischen Zeit und Kraft wie in der Dynamik ist nicht vorhanden (S. 633, 4).

13. Für die Aufstellung eines Planes zum Niederwerfen ergeben sich zwei Hauptgrundsätze:

a) Das Gewicht der feindlichen Macht ist auf so wenig Schwerpunkte als möglich zurückzuführen und der Stoß auf diese Schwerpunkte auf so wenig Haupt-

1) Wie z. B. 1866 bei der Einmischung Frankreichs.

handlungen wie möglich zu beschränken, allen anderen Handlungen aber einen möglichst untergeordneten Charakter zu geben.

b) Möglichst schnell zu handeln ohne unnötigen Aufenthalt und Umweg.

Das Reduzieren der feindlichen Macht auf einen Schwerpunkt hängt ab:

α) vom politischen Zusammenhange derselben. Besteht sie aus Heeren eines Staates, so macht es viel weniger Schwierigkeiten, als wenn es sich um Heere verschiedener Bundesgenossen handelt.

β) Von der Lage des Kriegstheaters; die Heere eines Kriegstheaters bilden faktisch eine Einheit, wenn sie nicht verschiedenen Mächten angehören. Stehen die Heere auf benachbarten Kriegstheatern, so fehlt es meist nicht an entscheidendem Einfluß des einen auf das andere [1]); sind sie aber durch Gebirge getrennt, oder befinden sie sich auf verschiedenen Seiten des betreffenden Staates, so verschwindet der Zusammenhang [2]) (S. 656).

14. Die meisten strategischen Angriffe führen nicht unmittelbar zum Frieden, sondern nur zu einem Punkte, wo die Kräfte noch eben hinreichen, sich in der Verteidigung zu halten und den Frieden abzuwarten. Jenseits dieses Punktes liegt der Rückschlag, dessen Gewalt gewöhnlich viel größer als die des Stoßes ist. Dieser Punkt ist der Kulminationspunkt des Angriffs. Dem Zweck des letzteren entsprechend, wird sein Vorschreiten meist so lange dauern, bis die Überlegenheit erschöpft ist, also bis ans Ziel und leicht auch darüber hinaus, da es oft sehr schwer zu bestimmen ist, welcher Teil zurzeit die Überlegenheit hat. Es kommt also alles darauf an, den Kulminationspunkt mit feinem Takt herauszufühlen (S. 555).

Dieser Gegenstand ist deshalb für die Theorie sehr wichtig, da er der Stützpunkt fast aller Kriegspläne ist (S. 595). Das Übergewicht, das man hat oder erwirbt, ist nur Mittel zum Zweck und muß für diesen eingesetzt werden. Aber man muß den Kulminationspunkt kennen, bis zu welchem es reicht, um nicht über ihn hinauszugehen und in Nachteil zu geraten. Daß es sich mit dem Erschöpfen des strategischen Übergewichtes im Angriff so verhält, beweist die Erfahrung. Nur seit Bonaparte kennen wir Feldzüge, in denen das Übergewicht ununterbrochen bis zum Frieden führte. Vor ihm endete jeder Feldzug damit, daß der Sieger einen Punkt erreichte, wo er sich im bloßen Gleichgewicht erhalten konnte. Hier hörte seine Bewegung auf, wenn nicht etwa ein Rückzug nötig wurde. Dieser Kulminationspunkt wird in allen Kriegen vorkommen, in denen das Niederwerfen nicht das Ziel des Angriffs sein kann, also in den meisten Kriegen [3]). Das natürliche Ziel aller einzelnen Feldzugspläne ist also dieser Wendepunkt vom Angriff zur Verteidigung (S. 601); es ist sehr wichtig für den Angreifer, daß er nicht über

---

1) Z. B. im Feldzuge 1796 Einfluß der Kriegsschauplätze in Deutschland und Italien aufeinander. Teil III der Probleme, Buch I, S. 142.

2) Ebenda S. 77ff. Trotz der Trennung durch die Alpen war der Einfluß beider Kriegstheater 1796 aufeinander sehr groß und strategisch von entscheidender Bedeutung.

3) Auch die Kriege Napoleons zeigen keinen ununterbrochenen Verlauf im strengen Sinne des Wortes. 1796, 1800, 1805 und 1806/07 markierte sich auch ein gewisser Kulminationspunkt während der Belagerung Mantuas, nach Marengo, vor Austerlitz und nach dem Feldzuge in Polen.

ihn hinausgehe, und für den Verteidiger, daß er ihn rechtzeitig erkenne und benutze; es ist aber einzugestehen, daß die Bestimmung dieses Punktes wegen der vielen unberechenbaren Verhältnisse, die dabei in Betracht kommen, sehr schwierig ist (S. 604).

ad B. Diese feinsinnigen Betrachtungen über den Zweck im Kriege enthalten wohl das Beste und Tiefste der Clausewitzschen Lehre. Hier hat der Philosoph von den Schätzen seines Wissens und seiner Erfahrung den weitgehendsten Gebrauch gemacht. Besonders zu bemerken ist die geschickte Verwendung des Zweckprinzips. Clausewitz gehört u. E. zu den hervorragendsten Teleologen aller Zeiten, was um so anerkennenswerter ist, als noch Kant[1]) anfangs gegen die Teleologie ein ausgesprochenes Vorurteil hatte und prinzipiell die mechanische Erklärungsweise bevorzugte. Die Teleologie ist in der Tat ein Gebiet voller Schwierigkeiten und Klippen, welche vornehmlich darin bestehen, daß die Betrachtung zu leicht in den unbestimmten Kreis abstrakter Begriffe und metaphysischer Vorstellungen gerät[2]). Hier hat Clausewitz diese Gefahren möglichst zu vermeiden gesucht, indem er sich meist an die Erfahrung gehalten hat. Dabei darf nicht übersehen werden, daß sich der Krieg schon deshalb vortrefflich für die teleologische Betrachtung eignet, weil in ihm alle möglichen Arten von Zwecken vorkommen: taktische und strategische, kriegerische und politische, abstrakte und konkrete, positive und negative, einfache und doppelte, subjektive und objektive, Zwischenzwecke und Ketten von Zwecken usw. usw. Auch ist die kausale Bedeutung der Zwecke, namentlich der Endzwecke, im Kriege von ganz besonderer Anschaulichkeit.

Die Frage nach dem Endziel des ganzen Krieges (dem strategischen Zweck zur Erreichung des politischen Zieles) ist wohl die wichtigste in der ganzen Strategie, denn von diesem Endziele hängt die Art und Wirkung des Handelns in erster Linie ab. Ihre Beantwortung ist deshalb schwierig, weil der Endzweck nicht immer, wie es der Clausewitzsche Begriff des Krieges verlangte, das Niederwerfen und Wehrlosmachen des Gegners sein kann. Die

---

1) Kant wollte die Teleologie in der Welt der Körper nicht gelten lassen, da wir s. E. hier nur die Erscheinungen, aber nicht das Wesen der Dinge erkennen können (Kritik der reinen Vernunft). In der Welt des Geistigen hat er dann aber die Berechtigung der Teleologie anerkannt (Kritik der Urteilskraft). Kant hat erst den kritischen Standpunkt für die Teleologie geschaffen, von der vor ihm von aller Wissenschaft der unglaublichste Mißbrauch getrieben war.

2) Das trifft namentlich bei Hegel zu, der an kritischem Urteil Kant und Clausewitz sehr unterlegen war (S. 4).

Erfahrung lehrt, daß dieses Ziel in sehr vielen Fällen nicht zu erreichen ist und man sich oft mit geringeren Zielen begnügen muß. Als die hauptsächlichsten derselben nennt Clausewitz die „Unwahrscheinlichkeit oder den zu großen Preis des Erfolges". „Wenn der Erfolg zu unwahrscheinlich oder der Preis zu hoch ist, muß vernünftigerweise Frieden gemacht werden", argumentiert er voll Logik, „denn der Krieg ist kein Akt blinder Leidenschaft." Aber er ist immer noch eher ein Akt voller Leidenschaft als reiner Vernunft.

Unwahrscheinlichkeit und zu hoher Preis des Erfolges sind sehr relative Begriffe. Wo der eine Feldherr keine Möglichkeit zum Siege sieht und alles fernere Handeln für zwecklos hält, hat der andere noch viele Zwecke und reiche Mittel zur Hand. Trotzdem er den Erfolg für sehr unwahrscheinlich hielt, hat Friedrich jahrelang weitergekämpft und sich nicht entschließen können, ein einziges Dorf Schlesiens wieder abzutreten. Er wollte lieber untergehen, als das kleinste Opfer bringen. Das geschah aber keineswegs aus ungemessenem Stolz, sondern aus der festen Überzeugung, daß die geringste Nachgiebigkeit die verhängnisvollsten Folgen haben könnte. Der König hatte eben einen feinen Blick für voraussichtliche Nebenwirkungen, welche er besonders berücksichtigte, weil eine so bedeutende Frau wie Maria Theresia seine Gegnerin war[1]). Jedenfalls hat der Erfolg ihm recht gegeben. Tatsächlich ist es aber in vielen Fällen geglückt, den Gegner von der Unwahrscheinlichkeit des Erfolges zu überzeugen und dadurch zum Frieden zu bewegen. Hierin kommt aber nur die erreichte psychologische Wirkung zum Ausdruck, nicht aber auch das strategische Ziel, durch welches dieselbe zu erhalten ist. In diesem liegt ja aber die Hauptsache. Es gibt nämlich für derartige psychologische Wirkungen wie das „Überzeugen von der Unwahrscheinlichkeit des Erfolges" oder das später erwähnte „Ermüden" erfahrungsmäßig nur in sehr seltenen Fällen konkrete strategische Ziele. Daß hieraus für das Erreichen jener psychologischen Wirkungen meist große Schwierigkeiten erwachsen, ist eine viel zu wenig bekannte und gewürdigte Tatsache. Auf welches konkrete Endziel hätte denn Friedrich seine Anstrengungen richten sollen, um mit Sicherheit die Kaiserin zu ermüden? Hier konnten ihm alle Denkgesetze der Logik nicht helfen, sondern allein

1) Teil II der Probleme, Buch II, S. 38. Die große Kaiserin ließ sich nicht so leicht in den Frieden hineinschrecken; ihrem Haß wäre sobald kein Preis zu hoch gewesen.

die richtige Schätzung der Seele seiner großen Gegnerin auf Grund seiner Erfahrungen. Der Kern des Problems liegt hier also nicht im Logischen, sondern im Psychologischen [1]).

Aus ähnlichen Gründen ist ebenfalls die strategische Bedeutung des politischen Ziels meistens nur gering, weil sie sich erfahrungsmäßig, wenn die Erfolge nicht den Erwartungen entsprechen, verändern und also ähnliche Schwankungen zeigen wie die wahrscheinlichen Endziele, von denen sie doch in letzter Instanz abhängen. Es ist aber sehr wichtig, beide Ziele, das politische und das strategische, stets scharf auseinanderzuhalten, weil sie beide sehr verschiedene kausale Bedeutung haben.

Die Behauptung Clausewitz', daß man auf die Wahrscheinlichkeit des Erfolges und die Höhe des Preises mit denselben Mitteln einwirken könne wie beim Niederwerfen des Gegners, daß sie aber in jedem der drei Fälle eine ganz andere Bedeutung hätten, bedarf u. E. noch einer näheren Erklärung, denn diese Mittel (Zerstörung der Streitkräfte, Einnahme der Provinzen usw.) sind doch nur dem Begriff nach gleichartig und nicht der Art der Wirkung nach. Eine große Schlacht, in der man den Gegner möglichst vernichten will, ist erfahrungsmäßig ihrer Anlage und Durchführung nach sehr verschieden von einer Schlacht, in der der Gegner zurückgeschlagen werden oder nur einigen Abbruch erleiden soll — wenigstens, sobald die Schlachten zweckentsprechend angelegt [2]) sind.

Daß die Größe des Zwecks einen entscheidenden Einfluß auf das Handeln hat, gibt Clausewitz bei dem Zwecke des strategischen Ermüdens zu, bei dem man sich mit den kleinsten Zwecken, dem reinen Widerstande, begnügen soll, weil bei ihm die eigenen Kräfte verhältnismäßig am größten sind und mithin auch am längsten

---

1) Soll z. B. der Gegner durch Verwüstung des Landes und Schädigung in den Frieden „hineingetrieben" werden, so können diese Mittel, falls ihre psychologischen Wirkungen nicht oder unrichtig in Betracht gezogen sind, leicht das Gegenteil erzielen, nämlich die Leidenschaften des Feindes steigern und seinen Widerstand erhöhen. Napoleon hatte die Willensstärke Alexanders falsch beurteilt; dieser psychologische Irrtum war der Hauptgrund seiner Niederlage in Rußland.

2) Clausewitz sagt an anderer Stelle: Wo die Vernichtung Hauptzweck ist, ist auch der Plan (die Anlage der Schlacht) besonders auf dieselbe gerichtet (siehe Größenoperationen); wo nur eine genügende Vernichtung gefordert wird, darf man die nächsten Wege zum Ziele einschlagen (siehe Möglichkeitshandlungen S. 41 ff.).

reichen. Es handelt sich dabei um den zweckmäßigsten Haushalt (strategischen) der Kräfte. An dieser Stelle ist Clausewitz vielleicht unbewußt wieder zu sehr in das Gebiet der Begriffe geraten; „kleinster Zweck“, „reiner Widerstand“, „Kampf ohne positive Absicht“, „negative Natur des Handelns“ sind allgemeine Begriffe ohne jede Anschaulichkeit und ohne viel Inhalt. Wir können auf diese Dinge hier nur kurz eingehen, da sich Clausewitz durch sie in das Gebiet von „Angriff und Verteidigung“ führen läßt, das in einem besonderen Abschnitt behandelt werden soll. Es muß aber erwähnt werden, daß sich Clausewitz anscheinend gar nicht die wichtige Frage vorgelegt hat, ob und wieweit es dem Verteidiger überhaupt möglich ist, die Tätigkeit auf die kleinsten Zwecke und den reinen Widerstand zu beschränken. Daß dies einem energischen, genialen Führer gegenüber, der nach großen und entscheidenden Zielen strebt, ganz außerordentlich schwierig ist, leuchtet ohne weiteres ein. Ebenso klar ist es, daß Friedrich nur durch seine unvergleichliche Schlachtenkunst seine Gegner so in Schach halten konnte, daß er nur selten und nur in strategischen Zwangslagen sich zur Schlachtentscheidung entschließen mußte; dann aber hat er sich nicht mit kleinen Zwecken und einer geringen Schädigung des Gegners begnügt, sondern von der Gunst der Umstände zur Vernichtung des Gegners weitgehenden Gebrauch gemacht [1]), wie es seinem strategischen Zweck, der Erzielung eines günstigen strategischen Kräfteverhältnisses, entsprach; es kommt ja selbstverständlich viel mehr auf diesen Zweck als auf die systematische Anwendung der Mittel an. Welche Stelle aber in dieser Sache wieder die Persönlichkeit, also das psychologische Moment spielt, durfte nicht unerwähnt bleiben. Auch müssen wir unsere Aufmerksamkeit noch dem philosophisch-dynamischen Gesetz [2]), welches für Angriff und Verteidigung nach Clausewitz' Ansicht zwischen der Größe und der Sicherheit [3]) des Erfolges besteht, zuwenden. Ein gesetzmäßiges Verhältnis zwischen Größe und Sicherheit des Erfolges, nach welchem erstere mehr dem Angriff, letztere mehr der Verteidigung zukommt, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden und weder auf die Eigenschaften dieser

---

1) Z. B. bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf und Liegnitz.

2) Diese Attribute weisen auf die Identitätsphilosophie hin.

3) „Größe“ und „Sicherheit“ stehen nicht im konträren Gegensatz. Siehe Teil I der Probleme, S. 295.

beiden Gefechtsformen noch durch die Tatsachen der Erfahrung zu begründen. Der Satz Clausewitz', daß die Verteidigung die stärkere Form sei, wird im nächsten Abschnitt näher untersucht werden.

Die eingehenden Betrachtungen, welche Clausewitz (Nr. 6) den verschiedenen Arten und Wirkungen des Zwecks im Kriege gewidmet hat, sind sehr interessant und wichtig. Es darf aber nicht übersehen werden, daß dasjenige, was er über den Zusammenhang des Krieges, das Endresultat desselben, über Endzweck und jene Zwecke (Zwischenzwecke), die selbst wieder Mittel zum Zweck werden, über die Kette der Zwecke und die verschiedenen Standpunkte, von denen man die Zwecke betrachten und beurteilen kann, sagt, in der Hauptsache nur für die organisch verlaufenden Kriege [1]) Geltung hat.

Es ist die zuerst von Clausewitz ausgesprochene Tatsache von größter Wichtigkeit, daß der Endzweck des organischen Krieges (das Niederwerfen des Gegners) nicht nur die Bedeutung aller Nebenzwecke, sondern auch den Umfang der Mittel sowie das Maß der Anstrengungen mitbestimmt. Dieser bis in die kleinsten Glieder reichende Einfluß des Endzweckes gibt die beste Vorstellung von der großartigen Kausalwirkung [2]), welche demselben zuzuerkennen ist. Diese hängt aber in erster Linie davon ab, ob jener Endzweck konkreter und anschaulicher [3]) Natur ist und dem vorliegenden Falle so weit entspricht, daß seine Verwirklichung möglich ist. In der Zweckvorstellung des Feldherrn muß dann der Verlauf des ganzen Feldzugs wenigstens im Umriß enthalten sein. Erfahrungsmäßig sind aber nur geniale Heerführer imstande, die Idee für einen Feldzug mit dem erforderlichen Inhalt zu konzipieren und nach ihr einen Krieg zu gestalten. Die meisten Kriege sind nur Halbdinge [4]) ohne inneren Zusammenhang, da sie nicht auf ein konkretes Endziel eingerichtet werden konnten; teils fehlte es an der erforderlichen Macht dazu, teils an einem Führer, welcher die nötige Kunst besessen hätte. Zwischen diesen Halbdingen und einem organisch verlaufenden Kriege findet Clausewitz einen so großen Unterschied, daß er zwei ganz verschiedene Vorstellungen von den Erfolgen (Enderfolgen)

1) Clausewitz sagt „absoluter Krieg".

2) Diese Kausalwirkung ist besonders deutlich im Kriege 1870/71 zu erkennen. Siehe II. Teil der Probleme, Buch I, S. 184.

3) Aber nicht „abstrakter", nur „in der Vorstellung vorhandener".

4) Jedenfalls keine Vollhandlungen, da ihnen der erforderliche Abschluß fehlt.

beider Handlungen daraus herleitet: bei dem einen Kriege, bei welchem alles im inneren Zusammenhange steht und aus notwendigen Gründen geschieht, kennt man nur einen wirklichen Erfolg, den Enderfolg, denn hier ist die Handlung ein unteilbares Ganzes, weil die Glieder keine selbständige Bedeutung haben; der andere Krieg dagegen setzt sich zusammen aus zahlreichen selbständigen Handlungen (vornehmlich taktischer Natur) und aus deren für sich bestehenden Erfolgen (strategischen Folgen). Hier kommt es nicht auf den Enderfolg (konkreten), sondern auf die Summe der Einzelerfolge[1]) an. Clausewitz zieht aber nicht die volle Konsequenz aus dieser Einsicht, denn er bezieht den großen Gegensatz, der hier zutage tritt, nur auf die Vorstellung der Erfolge und nicht auch auf die Art des Handelns und läßt außer acht, daß die Art des strategischen Zweckes stets auch auf die Art der taktischen Ausführung einer Handlung von entscheidendem Einfluß ist. Es sei hier darauf hingewiesen, daß die Untersuchung bei diesen äußersten Vorstellungen der Erfolge auf einen für die Theorie sehr wichtigen Punkt gekommen ist.

Von nicht geringerer Bedeutung sind die Untersuchungen, welche Clausewitz über die nähere Bestimmung der strategischen Endziele anstellt. Zunächst untersucht er die strategischen Endziele, welche erfahrungsmäßig zu einem Frieden geführt haben, kommt dabei aber zu dem Ergebnis, daß die Wirkung dieser Endziele nicht in allgemeinen, sondern in individuellen[2]) Ursachen gelegen habe: das Kleine hängt stets vom Großen, das Unwichtige vom Wichtigen, das Zufällige vom Wesentlichen ab[3]): Alexander, Gustav Adolf, Karl XII., Friedrich hatten ihren Schwerpunkt in ihrem Heere; bei durch Parteiungen zerrissenen Staaten liegt er meist in der Hauptstadt, bei kleinen Staaten oft bei wichtigen Bundesgenossen, bei Verbündeten in der Einheit ihrer Interessen, bei Volksbewaffnungen in der Person der Hauptführer und in der öffentlichen Meinung. Man sieht, es handelt sich bei allen

---

1) Diese Summe der Einzelerfolge läßt sich allerdings oft zu einem Enderfolg zusammenfassen (Teil III der Probleme, Buch I, S. 185); aber dieser hat nicht dieselbe Kausalwirkung wie das konkrete Endziel der organischen Kriege, da er sich nie a priori konkret vorstellen läßt. Das ist natürlich sehr wichtig.

2) Namentlich in vielen „moralischen“, fügt Clausewitz hinzu, berücksichtigt sie aber leider nicht.

3) Die Richtigkeit dieses „rein logischen Satzes“ kann aber nur durch die Erfahrung bewiesen werden.

diesen konkreten Endzielen um jene Willenspotenzen[1]), von denen in letzter Instanz die Entscheidung über Krieg oder Frieden abhängt. Clausewitz scheint dies indes nicht erkannt oder doch als unerheblich angesehen zu haben, denn er geht auf diese wichtigen Faktoren nicht näher ein, sondern sieht in ihnen nur einen gewissen Schwerpunkt des Widerstandes, gegen welchen der Stoß aller Kräfte gerichtet werden müsse; dieser wirkt dort, wo die meiste Masse ist, am meisten. Diese Ansicht sucht Clausewitz durch den Satz zu beweisen, daß überall da, wo Einheit und Zusammenhang ist, die Analogien des Schwerpunktes eintreten (S. 72 ff.).

Offenbar hat hier die Identitätslehre wiederum einen starken Einfluß ausgeübt, denn nur ihr kann Clausewitz die Ansicht entnommen haben, daß das mechanistische Prinzip des Schwerpunktes auch für das Reich des Geistes und der Zwecke Geltung habe. Zweifellos hat Clausewitz diese Schwerpunktstheorie sehr geschickt und fruchtbar angewendet. Hierdurch darf man sich jedoch nicht bestechen lassen und infolgedessen die Methode Clausewitz' als wissenschaftlich vollwertig ansehen.

Es liegt keinerlei Grund vor, jene aufgeführten Endzwecke (Person des Herrschers, Geist der Hauptstadt usw.) nicht als „Hauptzweckpotenz" zu bezeichnen, gegen welche als Hauptfaktor der Entscheidung über Krieg oder Frieden direkt und indirekt die Anstrengungen zu richten sind; die feindliche Streitkraft ist nur als die objektivierte Willenskraft jener Hauptpotenzen anzusehen. Diese unmittelbare Zweckanschauung ist zweifellos viel einfacher und evidenter als die mechanistische Schwerpunktstheorie, da es sich um geistige Wirkungen handelt und nicht um mechanische, die man in Formeln ausdrücken kann[2]). Die Zweckerklärung hat auch vor allen Dingen viel mehr Beweiskraft. Was kann denn der Schwerpunkt, der doch nur in der Vorstellung existiert, oder die Schwerkraft, die dunkelste der dunklen Kräfte, für andere Erkenntnis geben, als die entfernte Analogie eines äußeren Vorganges, die, wenn sie auch noch so geschickt durchgeführt ist, doch nie das Wesen der Sache klarmachen kann. Die Clausewitzschen Sätze würden u. E. besser lauten: „In jedem Staat

1) Clausewitz sagt ja selbst in seiner Definition des Krieges, es kommt darauf an, den Willen des Gegners zu brechen.

2) Mit Formeln $\left(\frac{m\,v^2}{2}\ \text{usw.}\right)$ ist hier doch absolut nichts zu erklären.

ist eine „Hauptpotenz oder Hauptfaktor“ [1]) vorhanden, von dem die Richtungen und Funktionen der wichtigen staatlichen Zwecktätigkeiten in letzter Instanz abhängen. Gegen den Willen dieser Hauptpotenz ist, sobald der Krieg von vornherein zu einem konkreten Endziel führen soll, alle Tätigkeit und Wirkung zu richten. Da in der feindlichen Streitkraft der Wille zum Kampfe und zum Widerstand verkörpert ist, so ist sie sehr oft das nächste und wichtigste Operationsziel. Der strategische Hauptwert aller Entwürfe und Handlungen liegt stets in der Wirkung, welche sie auf den gewollten Frieden ausüben“ [2]). Die Einnahme Moskaus hatte gar keinen strategischen Wert, da sie den Kaiser Alexander nicht zum Friedensschluß veranlaßte. Hier stößt man also wieder auf den psychologischen Kern der so wichtigen Frage über das kriegerische Endziel. Hat der Gegner einen mächtigen Verbündeten, so liegt meist in ihm die Hauptzweckpotenz.

Die mechanistische Vorstellung, daß der Stoß mit dem Schwerpunkt gegen den Schwerpunkt der Last im Kriege am wirksamsten sei, ist nicht nur recht roh, sondern auch nicht richtig. Im Kriege kommt es stets vor allem auf Zweckmäßigkeit an, welche natürlich von der Tüchtigkeit der Oberleitung abhängt; von der Kunst der Führung und von den moralischen Eigenschaften der Truppen usw., also den eigentlichen Hauptfaktoren des Erfolges, ist bei Clausewitz hier gar nicht die Rede. Da kann denn leicht die falsche Vorstellung entstehen, daß jeder Führer mit jeder Truppe die höchsten Ziele und schwersten Zwecke zu erreichen imstande sei: ein gewaltiger Irrtum! Auch hängt die Größe des Erfolges im Kriege stets mit von der Gunst der allgemeinen Umstände und der besonderen Gelegenheit ab, was viel zu wenig gewürdigt wird.

Es muß also bestritten werden, daß überall da, wo Einheit und Zusammenhang ist, die Analogie des Schwerpunktes berechtigt ist. Wo Zusammenhänge geistiger Art, z. B. Zweckverbände (staatliche,

---

1) Man stoße sich nicht an diesen Bezeichnungen; es fehlt leider im Gebiet der geistigen Kausalität noch die nötige Terminologie; diese ist aber eine Hauptsache, bildet sich auch meist schnell und zweckmäßig.

2) Vorstehende Sätze könnten Anlaß geben, dem Verfasser den Vorwurf der „begrifflichen oder spekulativen Betrachtungsweise“ zu machen. Dies trifft tatsächlich nicht zu, denn die Angaben hat der Verfasser seiner Erfahrung entnommen. Da diese natürlich ihre Grenze hat, so können die Ausführungen durch erweiterte und vertiefte Erfahrungen modifiziert oder fortgebildet werden.

kirchliche, kriegerische), bestehen, ist zur Einheit und Zweckmäßigkeit des Handelns eine zwecksetzende Potenz nötig, von der der Erfolg in erster Linie abhängt. Diese Hauptpotenz, welche natürlich im Laufe des Krieges wechseln [1]) kann, in bezug auf ihren Einfluß und ihre Eigenschaften richtig zu erkennen, ist gewiß eine der wichtigsten Aufgaben der Strategie (S. 73 Abs. 1). Natürlich gibt es oft gleichzeitig mehrere derartige Potenzen, z. B. wenn auf verschiedenen Kriegstheatern [2]) gekämpft wird, welche dann aber auch verschiedene (konkrete oder abstrakte) Ziele haben, deren Bedeutung jedoch in vielen Fällen durch das Wichtigste derselben bestimmt wird; hier von mehreren Schwerpunkten zu reden, ist gewiß nicht wissenschaftlich.

Aus dem Umstande also, daß sich die Schwerpunktstheorie in der Praxis des öfteren als brauchbar erwiesen hat, darf man noch nicht auf ihre wissenschaftliche Berechtigung schließen. Daraus ließe sich u. E. nur folgern, daß in diesem Falle zwischen mechanischen und Zweckwirkungen eine nutzbare Analogie vorhanden sei; nur müßte man dann aber diese prinzipiell aus geistigen und nicht aus mechanischen Ursachen, deren Wesen unbekannt ist, zu erklären suchen. Es liegt damit zugleich auf der Hand, daß jene dynamische Analogie (S. 73 Nr. 12), welche die Zeit als Faktor der strategischen Wirkungen ansehen will, als widersinnig zu betrachten ist. Man soll sich grundsätzlich von allen mechanistischen Anschauungen im Kriege freizumachen suchen, weil sie zu falschen Kausalvorstellungen und sonstigen verhängnisvollen Irrtümern führen. Alles Formelhafte soll man unbedingt zurückweisen, denn alles Mathematische und Errechnete hat im Kriege keine Berechtigung.

Wenn Clausewitz wiederholt darauf hinweist, daß der absolute Krieg [3]) des Allgemeingültigen und Notwendigen am meisten enthält, so ist das für die Theorie vom allergrößten Werte, weil diese dann auch über den absoluten Krieg am meisten a priori [4])

---

1) Z. B. 1870 nach Sedan.

2) Z. B. im Jahre 1796 die Kriegstheater in Deutschland und in Italien. Zwischen beiden bestand eine sehr intensive Wechselwirkung, da anfangs ersteres Hauptkriegsschauplatz war, bis durch die geniale Kriegführung Bonapartes die Erfolge in Italien derartig anwuchsen, daß dieses das wichtigere wurde. Siehe Teil III der Probleme, Buch I, S. 115ff.

3) Mit dem Endziele des Niederwerfens.

4) Nur das, was a priori festzustellen ist, ist „Wissen im energen Sinne“.

aussagen, also im eigentlichen Sinne Erkenntnis geben kann. Die Richtigkeit dieser Annahme zeigt schlagend der Inhalt des 9. Kap. 8. Buches, welcher vom Kriegsplan handelt, der die Niederwerfung des Gegners zum Zweck hat. Die Betrachtungen dieses Kapitels gehören mit zu dem Tiefsten und Bewunderungswürdigsten des ganzen Werkes, wenn sie dieses vielseitige Problem auch noch nicht völlig erschöpfen. Es ist nämlich in ihnen eine der wichtigsten Seiten des Themas, das Persönliche, die Kunst und das Genie großer Feldherren, nicht genügend berücksichtigt. Clausewitz hat nie das Glück gehabt, unter einem wirklich genialen Führer zu kämpfen. Zwar hat er dem gewaltigen Napoleon gegenübergestanden und seine großartige Kunst möglichst gewürdigt und trefflich charakterisiert [1]), aber über das eigentliche Wesen der Anschauung und des Schaffens [2]) des großen Korsen war er sich nicht völlig klar geworden. Der große Einfluß der Kunst darf schon deshalb nicht außer Betracht gelassen werden, weil sie das rechte Verständnis für das „kausale Sehen“ gibt, indem sie die persönlichen Leistungen (der Führer und Truppen) richtig hervorhebt und bewertet, denn sie ist ja der berufene Wertmesser [3]) für alle subjektiven Leistungen; sie sagt, was leicht und schwer, ja auch oft, was zweckmäßig oder unzweckmäßig ist. Hätte Clausewitz diese Bedeutung der Kunst richtig eingeschätzt, so würde ihm auch sofort klar geworden sein, daß zur Durchführung des absoluten Krieges, wie er ihn schildert und definiert, auch stets ein großer Feldherr wegen der erforderlichen Kunst der Gestaltung nötig ist, falls der Gegner nicht ganz minderwertig ist. Das hat natürlich niemand besser gewußt als Clausewitz, welcher gesagt hat, daß wir erst seit Bonaparte Kriege von der Art des absoluten kennen. Es liegt aber sicherlich mit im Wesen begrifflicher und spekulativer Betrachtung, daß sie lieber beim Abstrakten als beim Konkreten und Indivividuellen, Persönlichen und Kunstvollen verweilt.

Clausewitz hat den Wert der Erfahrung voll und ganz erkannt [4]) und sie höher als alle Dialektik und Spekulation gestellt. Dennoch

---

1) Vgl. Vom Kriege S. 608.

2) Siehe Teil I der Probleme, Einführung S. 15 ff., auch Teil III, Buch I, S. 81, 110, 167 ff., 225 u. a. O.

3) Siehe Teil I der Probleme, S. 207, 290 ff.; Teil II, Buch I, S. 185.

4) Siehe Vom Kriege S. 120 ff.

hat er letzteren oft den Vorzug[1]) gegeben, selbst in Fällen, wo er offenbar im letzten Grunde von der Erfahrung ausgegangen ist. Teils mag er dabei der damals in der Philosophie herrschenden Zeitströmung nachgegeben haben, teils aber auch seiner ausgesprochenen Vorliebe für geistreiche, abstrakte Betrachtungen gefolgt sein, welche ja auch schon deshalb nie ganz zu vermeiden sind, weil die Erfahrung nicht immer im erforderlichen Umfange zur Hand sein oder nur in viel zu umständlicher Form vorgetragen werden kann. Selbst sein staunenswertes Wissen konnte ja nicht immer ausreichen, zumal es ja erst geordnet und verglichen werden sollte. Durch die vergleichende Wissenschaft[2]) konnte erst dargelegt werden, daß im Kriege die „Vorbedingungen“ und die „Nebenwirkungen“ eine so große Rolle spielen, über welche sich gerade beim absoluten Kriege viel Wichtiges feststellen läßt. Eine der Hauptbedingungen für den Erfolg desselben ist ein günstiges Endziel (strategisches). Bei der Schwerpunktstheorie tritt das natürlich nicht zutage; da überall, wo Zusammenhang vorhanden ist, die Analogien des Schwerpunktes gelten sollten (S. 72), so ist Clausewitz sich gar nicht der Tatsache voll bewußt geworden, daß in manchen Fällen ein brauchbares Endziel (konkretes) für den absoluten Krieg, ja selbst für die bei ihm erforderlichen Operationen nicht vorhanden ist, trotzdem er diese Tatsache im Jahre 1813 vor der Schlacht bei Leipzig miterlebt hat, wo selbst Napoleon wegen der Ungunst der Umstände nicht imstande gewesen ist, ein für eine entscheidende Operation geeignetes Ziel festzustellen und zu verfolgen. Das ist aber für die Theorie und namentlich für die Praxis höchst wichtig.

Was Clausewitz über den Kulminationspunkt des Angriffs (14) sagt, ist ebenfalls sehr originell und beachtenswert. Er meint damit den Punkt des strategischen Angriffs, an dem ein Ausgleich der Kräfte beider Gegner stattgefunden hat; es handelt sich im Grunde um eine Frage des strategischen Haushaltes der Kräfte. Ein solcher Ausgleich hat tatsächlich öfter stattgefunden und den vorschreitenden Teil endgültig oder zeitweise zum Haltmachen gezwungen. In den meisten Fällen war aber eine große starke Festung[3]) die

1) Ebenda S. XV.: „Nirgends ist der philosophischen Konsequenz ausgewichen.“

2) Siehe Teil III der Probleme, Buch I, S. 167.

3) Z. B. Prag 1757, Olmütz 1758, Mantua 1796, Paris 1870/71 (war zugleich strategisches Endziel), Plewna 1877, Port Arthur usw.

unmittelbare Ursache dieses Stillstandes; ist nämlich der Angreifer nicht stark überlegen, so muß er derartige Festungen mit einem Teil des Heeres einschließen und mit dem anderen die Deckung der Belagerung übernehmen. Daß aber der Angreifer bis zu jenem Punkte vorgerückt ist, an dem sich seine Überlegenheit erschöpft, und er daher zur Verteidigung übergehen mußte, ist ein ziemlich seltener Fall, der eigentlich nur dann eingetreten ist, wenn der Angriff auf ein konkretes Endziel[1]) gerichtet war, welches aber wider Erwarten nicht zum Frieden führte. Für jene Feldzüge, welche nicht nach einem konkreten strategischen Endziele streben, liegt ja nur dann ein Anlaß zum Vorschreiten bis zum Ausgleich der Kräfte vor, wenn diese Maßregel an sich zweckmäßig ist. Denn sonst bleibt die ausgesprochene Überlegenheit über den Gegner an sich wichtiger. Auch spielen in dieser Frage wiederum die Persönlichkeiten und die Gunst der Umstände (d. h. Vorbedingungen und Gelegenheit) eine Rolle. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Durchschnittsfeldherren einem erstklassigen Führer gegenüber sehr vorsichtig sind und sich wohl hüten, bis zu dem Ausgleichspunkt der Kräfte an jenen heranzugehen. Die Bewahrung einer ausgesprochenen Kraftüberlegenheit, durch welche der größere Feldherr allein in Schach zu halten ist, wird ihren Gegnern also so lange Hauptsache sein, bis sich ihnen eine besonders günstige Gelegenheit zum Vorrücken bietet[2]). Das Vorrücken bis zum Kulminationspunkt, lediglich weil es in der Natur des Angriffs liegt, ist widersinnig, weil dieses Mittel an sich keinen Wert hat; welchen höheren Zweck sollte dasselbe auch haben? Der Kulminationspunkt, der praktisch nur schwer zu bestimmen ist, ist auch deshalb ziemlich gleichgültig für das Handeln, weil dieses sich in solchen Fällen fast immer von den Teilen zum Ganzen und nicht umgekehrt entwickelt[3]). Theoretisch wichtiger sind dagegen jene Feldzüge, in denen der Angreifer zunächst nicht die nötige Überlegenheit besitzt, um in einem Zuge bis zu einem strategischen Endziele[4]) vorzuschreiten. Dann wird er bei günstigen Umständen und Vorbedingungen zunächst danach trachten, sich die zur strategischen Entscheidung nötige Überlegenheit zu verschaffen, indem er nach und nach

1) „Mit dem Zwecke des Niederwerfens", z. B. Moskau 1812.

2) Z. B. für die Österreicher im 7jährigen Kriege und die Verbündeten 1813 und 1814.

3) Siehe Seite 80.

4) „Mit dem Zwecke des Niederwerfens."

die Kräfte des Gegners zu vernichten sucht [1]). Dabei hat er aber keinen Grund, bis zum ausgesprochenen Ausgleichspunkt vorzurücken. In allen diesen Fällen kommt es in erster Linie darauf an, daß das Handeln den strategischen Haushalt der Kräfte günstig beeinflußt. Der Kulminationspunkt hat um so weniger die ihm zugelegte Bedeutung [2]), als er im letzten Grunde nur ein allgemeiner Begriff ist, der im konkreten Falle eine sehr verschiedene Bedeutung haben kann.

Bei unseren Untersuchungen über die Zwecke im Kriege haben wir unsere Kritik absichtlich möglichst eingeschränkt, um nicht den hohen Wert der Clausewitzschen Betrachtungen abzuschwächen. Der große Denker hat hier viel grundlegende Arbeit geleistet und die wertvollsten Erkenntnisse gegeben. Unsere Bemerkungen sollten denn auch in der Hauptsache nur die Wichtigkeit des wissenschaftlichen Kausalstandpunktes und der angewandten Methoden klarmachen, um den Weg der Weiterentwicklung anzudeuten, denn solche ist schon wegen der Schwierigkeiten nötig, welche die Erklärung der so unendlich mannigfaltigen Erscheinungen des Krieges bietet. Diese Weiterentwicklung, welche stets von der erweiterten und sich stets erneuernden Erfahrung ausgehen muß, kann mithin nie ganz zu Ende gehen.

Wahrscheinlich hat Clausewitz von der Hegelschen Philosophie die hauptsächlichste Anregung und Anleitung zu seiner ebenso umfassenden wie fruchtbaren Verwendung des Zweckprinzips [3]) für seine Lehre von Strategie erhalten, welche sich so unübertrefflich zu teleologischer Betrachtweise eignet. Trotzdem Clausewitz den Mangel der zu logischbegrifflichen Methode und des unklaren Kausalstandpunktes nicht völlig überwunden hat, hat der Grundgedanke der Identitätsphilosophie, „die Betrachtung der Dinge und Wirkungen von einem einheitlichen und hohen Standpunkte aus“ (S. 1 und 71 u.), gerade diesen Abschnitt der Lehre vom Kriege u. E. aufs günstigste beeinflußt.

---

1) Z. B. Bonapartes Kämpfe 1796 vor Mantua. Siehe Teil III der Probleme, Band 1, S. 79 ff.

2) Daß er das natürliche Ziel aller Feldzugspläne ist, trifft also in Wirklichkeit keineswegs zu. Clausewitz hat die Wichtigkeit der Ökonomie der Kräfte hier unterschätzt; in ihr liegt eins der wichtigsten Prinzipien der Kriegskunst.

3) Friedrich hat zwar auch schon die Wichtigkeit des Zweckprinzips für das strategische Handeln erkannt, dasselbe aber noch nicht systematisch in seinen Anleitungen verwendet. Siehe Teil II der Probleme, Buch II, S. 218 ff., das strategische Glaubensbekenntnis des Königs. Jomini steckt noch zu sehr in den Banden des Formalen.

C. Verteidigung und Angriff in der Strategie.

Was ist der Begriff der Verteidigung? Das Abwehren eines Stoßes. Was ist also ihr Merkmal? Das Abwarten dieses Stoßes. Dieses Merkmal macht die Handlung zur Verteidigung, und durch dieses Merkmal allein kann im Kriege die Verteidigung vom Angriff unterschieden werden. Da eine absolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerspricht, so kann die Verteidigung nur relativ sein, und jenes Merkmal muß also nur auf den Totalbegriff angewendet werden: ein Feldzug ist verteidigend, wenn wir das Betreten unseres Kriegstheaters abwarten. Da man, um wirklich seinerseits Krieg zu führen, dem Feinde seine Stöße zurückgeben muß, so geschieht dieser Akt gewissermaßen unter dem Haupttitel der Verteidigung, d. i. die Offensive fällt innerhalb der Begriffe von Stellung und Kriegstheater. Man kann also in einem Verteidigungsfeldzug angriffsweise schlagen. Die verteidigende Form ist also kein unmittelbarer Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche (S. 341).

Was ist der Zweck der Verteidigung? Erhalten. Erhalten ist leichter als gewinnen, also (!) Verteidigung bei gleichen Mitteln leichter als der Angriff. Dieser aus dem Begriff (!) und Zweck (!) sich ergebende Vorteil liegt in der Natur aller (!) Verteidigung; ein anderer Vorteil, der nur aus der Natur des Krieges hinzukommt, ist der Beistand der örtlichen Lage, den die Verteidigung vorzugsweise genießt (S. 342).

In der Strategie ist also jeder Feldzug ein verteidigender, wenn wir dem Feinde die Initiative überlassen und sein Erscheinen vor unserer Front abwarten. Von diesem Augenblicke können wir uns aller offensiven Mittel bedienen (S. 342).

Die Verteidigung ist leichter als der Angriff, hat aber einen negativen Zweck, das Erhalten, und der Angriff einen positiven, das Erobern; da letzteres die Kriegsmittel vermehrt, das Erhalten aber nicht, so muß man sich bestimmter ausdrücken: die verteidigende Form des Kriegführens ist an sich stärker als die angreifende. Ist die Verteidigung die stärkere Form mit dem negativen Zweck, so soll man sich ihrer nur so lange bedienen, als man ihrer der Schwäche wegen bedarf, und sobald man stark genug ist, sich den positiven Zweck vorsetzen. Da nun unter ihrem Beistand gewöhnlich (!) ein günstigeres Verhältnis der Kräfte herbeigeführt wird, so ist der natürliche[1]) Gang mit der Verteidigung anzufangen und mit der Offensive zu enden. Hiergegen könnte man viele Kriege als Beispiele anführen, wo die Verteidigung in ihrem letzten Ziele verteidigend blieb und an eine offensive Rückwirkung nicht gedacht wurde, wenn man vergäße, daß hier von einer allgemeinen Vorstellung die Rede ist, und daß jene Beispiele als solche Fälle zu betrachten sind, wo die Möglichkeit der Rückwirkung noch nicht gekommen war[2]) (S. 343).

Kehren wir nochmal zu unserer Behauptung, daß die Verteidigung die stärkere

---

1) Clausewitz führt hierfür das Beispiel des 7jährigen Krieges an (S. 363 ff.). Der König hat sich aber wohlweislich von der offensiven Rückwirkung durch die durchschlagendsten politischen und militärischen, namentlich aber auch psychologischen Gründe abhalten lassen (siehe Teil II der Probleme, Buch II, S. 199 ff.).

2) Man merke sich diese Zweifältigkeit (Dualität) der Verteidigung bei Clausewitz.

Form des Kriegführens sei, zurück. Wäre die angreifende Form die stärkere, so gäbe es keinen Grund mehr, die verteidigende je zu gebrauchen, da diese ohnehin nur den negativen Zweck hat; jedermann müßte also angreifen wollen, und die Verteidigung wäre ein Unding (S. 344).

Die Verteidigung besteht aus zwei heterogenen Teilen, dem Abwarten und dem Handeln. Indem wir das Abwarten auf einen bestimmten Gegenstand bezogen haben und dem Handeln vorangehen lassen, haben wir die Verbindung beider zu einem Ganzen möglich gemacht. Dennoch kann sich das Abwarten durch den ganzen Akt der Verteidigung wie ein fortlaufender Faden hindurchziehen (S. 366). Daß wir dem Abwarten solche Wichtigkeit beilegen, geschieht, weil es ein Grundbestandteil des kriegerischen Aktes ist; wir werden auf die Wirkungen des Abwartens in dem dynamischen Spiel der Kräfte[1]) in der Folge aufmerksam machen.

Jetzt wollen wir zeigen, wie sich das Prinzip des Abwartens durch den Akt der Verteidigung hindurchzieht und welche Stufenfolge der Verteidigung daraus entspringt; die Verteidigung eines Kriegstheaters ist derjenige Gegenstand, an dem wir die Verhältnisse der Verteidigung am besten zeigen können: das Abwarten und das Handeln sind **beides ganz wesentliche Teile der Verteidigung**[2]); hierdurch sind wir zu der Vorstellungsart geführt, daß die Verteidigung nichts sei als die stärkere Form der Kriegführung, um den Gegner um so **sicherer** zu besiegen. Wollte man in der Reaktion, welche den zweiten notwendigen Teil[2]) der Verteidigung ausmacht, einen Unterschied machen und nur das Abwehren vom Lande, vom Kriegstheater als notwendigen Teil ansehen, dagegen die Möglichkeit der Reaktion, welche in das Gebiet des strategischen Angriffs übergeht, als der Verteidigung fremden Gegenstand ansehen, so würde das gegen obige Vorstellungsart sein, daß jeder Verteidigung die Idee einer Wiedervergeltung zugrunde liegen muß, denn es würde immer noch an dem gehörigen Gleichgewicht in dem dynamischen Verhältnis[3]) von Angriff und Verteidigung fehlen.

Denken wir uns ein Heer zur Verteidigung eines Kriegstheaters bestimmt, so kann diese geschehen:

1. Indem das Heer den Feind angreift, sobald er in das Kriegstheater eindringt (Mollwitz, Hohenfriedberg).

2. Indem es eine Stellung nahe an der Grenze einnimmt nnd abwartet, bis der Feind zum Angriff vor derselben erscheint, um ihn dann selbst anzugreifen (Czaslau, Soor, Roßbach). Der Vorteil des Abwartens ist hier schon größer.

3. Indem das Heer in einer festen Stellung den wirklichen Angriff des Gegners abwartet (Bunzelwitz).

4. Indem das Heer seinen Widerstand in das Innere des Landes verlegt, um beim Angreifenden eine solche Schwächung zu veranlassen und abzuwarten,

1) Man beachte die mechanistische Anschauung.

2) Siehe Anmerkung 2 auf der vorigen Seite.

3) Auch das ist ein mechanistischer Vergleich; in der Wirklichkeit ist von einem solchen Gleichgewicht nichts zu bemerken, denn im Wesen von Angriff und Verteidigung kann ein solches Verhältnis gar nicht vorhanden sein.

daß er entweder haltmachen oder den Widerstand, welchen wir ihm an Ende seiner Bahn leisten, nicht mehr überwinden kann (S. 368, 69).

Es ist klar (?), daß der Verteidiger in allen diesen vier Fällen den Beistand der Gegend genießt, und daß er die Mitwirkung seiner Festungen und des Volkes mit in die Handlung bringen kann, und zwar werden diese wirksamen Prinzipien (!) mit jeder neuen Stufe zunehmen, denn sie sind es namentlich, welche bei der vierten Stufe die Schwächung der feindlichen Macht bewirken. Da nun die Vorteile des Abwartens in derselben Richtung zunehmen, so sind jene vier Stufen[1]) als eine wahre Steigerung der Verteidigung zu betrachten; diese Form des Krieges wird also immer stärker, je mehr sie sich vom Angriff entfernt. Sind nun diese steigenden Vorteile der Verteidigung ganz umsonst zu haben? Keineswegs, die Opfer[2]), mit denen sie erkauft werden, steigen in demselben Verhältnis (S. 370).

Der strategische Angriff ist kein homogenes Ganzes, sondern mit der Verteidigung unaufhörlich gemischt. Zwischen Angriff und Verteidigung findet aber der Unterschied statt, daß letztere ohne offensiven Rückstoß gar nicht gedacht (?) werden kann, weil derselbe ein notwendiger Bestandteil derselben ist, während beim Angriff der Stoß oder Akt an sich ein vollständiger Begriff[3]) ist; die Verteidigung ist ihm an sich nicht nötig, da er aber nur selten ununterbrochen zum Ende führt, so tritt der Zustand der Verteidigung während der Ruhepausen von selbst ein; auch muß der Raum, den der Angriff hinter sich läßt, zum Teil wenigstens durch Verteidigungsmaßregeln geschützt werden; in diesen Fällen ist also die Verteidigung keine wirksame Vorbereitung zum Kampfe, sondern ein notwendiges Übel; sie ist die Erbsünde, das Todesprinzip des Angriffs. Wie beim Kulminationspunkt des Sieges erwähnt ist (S. 74), muß jeder Angriff, da seine Kraft nach und nach abnimmt[4]), mit einem Verteidigen enden, das nicht mehr zu demselben gehört, aber doch auf ihn zurückwirkt und seinen Wert mitbestimmt. Sonst ist der Angriff immer ein und derselbe (?). Die Verteidigung aber hat ihre Stufen (S. 89), nämlich je mehr das Prinzip des Abwartens erschöpft werden soll. Freilich kann in der Energie des Angriffs, in der Schnelligkeit und Kraft des Stoßes ein großer Unterschied stattfinden, aber nur ein gradweiser, aber nicht in der Art.

Über die Endzwecke des strategischen Angriffs ist schon bei den Kriegszwecken eingehend verhandelt, weil beide zusammenfallen, sobald es sich um den absoluten oder eigentlichen Krieg handelt, der das Niederwerfen des Gegners sich zum Ziel gesetzt hat. Wir erinnern daran, daß dieser Krieg ein zusammenhängendes organisches Ganzes bildet (S. 71 ff.); ferner an die große Bedeutung des konkreten strategischen Endziels (S. 79), an das Aufsuchen des

1) Siehe Vom Kriege S. 379 die Bedingungen für den Gebrauch dieser verschiedenen Formen der Verteidigung. Ein näheres Eingehen hätte uns zu weit geführt, war auch für unsere Zwecke unnötig.

2) D. i. die „Nebenwirkungen“.

3) Jedenfalls ist er, wenn vollständig zu Ende geführt, eine Vollhandlung.

4) Immer? Auch 1870/71?

Schwerpunktes (S. 73), an die wichtigsten Umstände, welche das Niederwerfen bedingen (S. 85), an die Bedeutung des Kulminationspunktes gerade für diesen Angriff (S. 74) usw. Daß sich über einen solchen Krieg mehr des Allgemeingültigen a priori sagen läßt, ist ein Umstand, der dem Aufstellen des Feldzugsplanes für denselben besonders zugute kommt [1]).

Ist das Niederwerfen des Feindes das Ziel [2]) des Krieges, so ist Vernichtung der feindlichen Streitkräfte das Mittel; sie führt durch Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zum Angriff, dieser zur Eroberung des Landes. Es braucht aber nicht immer das ganze Land zu sein, sondern kann sich auf einen Teil desselben beschränken; es kann einen genügenden Wert haben als politisches Gewicht beim Frieden zum Behalten oder Austauschen. Als Gegenstand des Angriffs kann also Eroberung des Landes in allen Abstufungen gedacht werden. Sobald dieser Gegenstand erreicht ist und der Angriff aufhört, tritt Verteidigung ein [3]).

Man könnte sich einen strategischen Angriff als eine bestimmt begrenzte Einheit denken. So ist es aber nicht in Wirklichkeit. Hier laufen die Absichten und Maßregeln oft [4]) ebenso unbestimmt in die Verteidigung aus, wie die Pläne der Verteidigung in den Angriff. Selten schreibt sich der Feldherr genau vor, was er erobern will, sondern läßt es von den Ereignissen abhängen; man sieht, der Angriff kann in diesen Fällen unmerklich in die Verteidigung übergehen (S. 553). Oft ist es nicht die Schwierigkeit der Aufgabe (des Geländes, der festen Stellungen usw.), sondern lediglich die Schwäche des Willens [5]), daß der Angreifende nur zögernd vorschreitet und nach keinem höheren Ziele strebt. Er rückt in das Land des Feindes vor, drängt den Gegner zurück, findet aber Bedenken, es auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen. Er erfindet allerhand Vorspiegelungen, um sich, sein Heer, die Regierung und sein Volk zu täuschen. Der wahre Grund liegt in der **Furcht vor der Niederlage**, vor dem **feindlichen Schwerte** (S. 377 ff.).

Wenn der Wille und die Kraft nicht zu einer großen Entscheidung ausreichen, so kann sich also der strategische Angriff auf ein geringeres Objekt richten. Gelingt der Angriff, so kommt das Ganze in Ruhe und Gleichgewicht [6]). Nun tritt oft eine bloße Gelegenheitsoffensive oder auch strategisches Manövrieren an die Stelle des Fortschreitens. Dies ist der Charakter der meisten Kriege [7]). Als Ziel handelt es sich dabei z. B. um einen Landstrich, ein größeres Magazin oder eine

1) Siehe Vom Kriege S. 655 ff. und Teil II der Probleme, Buch I, S. 184 ff.

2) Das Niederwerfen an sich hier nur das abstrakte, aber nicht das konkrete Endziel des Krieges; beide sind nicht zu verwechseln.

3) Falls das Niederwerfen nicht erreicht oder gar nicht beabsichtigt war.

4) Hier wären Beispiele sehr erwünscht gewesen.

5) Auch der Mangel an „Können" namentlich einem großen Gegner gegenüber, z. B. bei den Gegner Friedrichs und Napoleons im Siebenjährigen und im Freiheitskriege. Siehe Teil II der Probleme, Buch II, S. 87.

6) Auch infolge des Kräfteausgleichs?

7) Leider fehlen hier wieder gute Beispiele.

Festung oder irgendein vorteilhaftes Gefecht (S. 575). Der Nutzen (also der strategisch erreichte Zweck) einer solchen Eroberung besteht darin, daß wir den feindlichen Staat und seine Streitkräfte schwächen und die unsrigen vermehren, den Krieg zum Teil auf seine Kosten führen und beim Friedensschluß die eroberten Provinzen usw. in Rechnung stellen. Ein solcher Angriff ist sehr natürlich und würde nichts gegen sich haben, wenn er mit dem Erreichen des beabsichtigten strategischen Ziels [1]) sein Ende erreichte und nicht der Verteidigungszustand, der ihm folgt, Bedenken erregte (S. 548). Die Folge davon aber ist, daß ein solcher strategischer Angriff sich viel weniger von der Verteidigung der eroberten Landesteile losmachen kann, als einer, der unmittelbar gegen den Schwerpunkt des feindlichen Staates gerichtet ist; es kann also bei ihm die Vereinigung der Kräfte niemals so weit getrieben werden. Auf diese Weise stellt sich bei einem so mittelmäßigen Ziele alles mehr ins Niveau: der ganze kriegerische Akt kann nicht mehr in eine Haupthandlung zusammengedrängt und nach Hauptgesichtspunkten geleitet werden, und der Feldherr wird durch diese Tendenz immer mehr heruntergezogen, immer mehr neutralisiert (S. 650) [2]).

Aber auch beim Vorgehen gegen den Schwerpunkt des Gegners [3]) kann eine Trennung der eigenen Streitkräfte unter Umständen vorteilhaft sein und größere Erfolge darbieten, denn jeder konzentrische Angriff gewährt in der Strategie wie in der Taktik Aussicht auf größere Erfolge, denn wenn er gelingt, ist mehr oder weniger ein Abschneiden der feindlichen Armee möglich. Diesem Vorteil steht aber der Nachteil der größeren Gefahr gegenüber [4]). Es kommt also darauf an, ob sich der Angreifende stark genug fühlt, nach diesem großen Ziele zu streben (S. 658). Hierbei dürfen aber die moralischen Größen nicht aus dem Kalkul fortgelassen und der geometrischen Form des Angriffs allein die Wirkung zugeschrieben werden. Wir glauben, daß, wenn auch der konzentrische Angriff an sich das Mittel zu größeren Erfolgen ist, er doch hauptsächlich nur aus der ursprünglichen Verteilung der Kräfte hervorgehen soll [5]). Es kann allerdings die Ausbreitung des Kriegstheaters einen Grund zum getrennten Vorgehen geben; hat man es mit einem tapferen und treuen Volke zu tun, so wird der Raum hinter unserem Heere immer mehr die Form eines schmalen Dreiecks annehmen, wenn das Vorgehen nicht in einer gewissen Breite angeordnet ist; diese ist nur so lange beizubehalten, bis man mit dem Gegner in Berührung kommt, falls dieser seine Macht an einem Punkte vereinigt hat.

Ist der Gegner getrennt, so wird mit wenig Ausnahmen die Entscheidung auf dem Hauptpunkte über die Nebenpunkte mit entscheiden [6]). Wir

1) Es ist nur Operationsziel, aber nicht das strategische Endziel, welches zum Frieden führt — für die Kausalwirkung ein großer Unterschied.

2) Hier wird also die Wirksamkeit der Oberleitung durch die Ungunst der Verhältnisse mehr oder weniger ausgeschaltet.

3) Mit der Absicht des Niederwerfens.

4) D. i. Unsicherheit, also derselbe Gegensatz zwischen Größe und Sicherheit des Erfolges, der schon S. 78 erwähnt ist.

5) Hier führt Clausewitz als Beispiele den Einmarsch Friedrichs nach Böhmen 1757 und das Einrücken der Verbündeten 1813 in Frankreich an. Ersterer wird als richtig, letzteres als unrichtig bezeichnet.

6) Siehe Teil III der Probleme, Buch I, S. 45.

dürfen also den Hauptangriff nicht von den Nebenangriffen abhängig machen und ein gleichmäßiges Vorschreiten aller Teile verlangen; ein auf Niederwerfen des Gegners gerichteter Angriff, der nicht wie eine Pfeilspitze gegen das Herz des feindlichen Staates vorzubringen wagt, kann sein Ziel nicht erreichen (S. 662). Es sind also die untergeordneten Teile so untergeordnet wie möglich zu halten [1]). Dieses Vorherrschen der Haupthandlung soll auch selbst bei den einzelnen Gliedern des ganzen Angriffs stattfinden, denn es wird alles *einfacher und weniger Zufällen unterworfen* sein, je mehr dies Vorwalten stattfindet (S. 664).

Die Theorie fordert die kürzesten Wege zum Ziele. Die nächste Hauptstraße von Heer zu Heer oder von Hauptstadt zu Hauptstadt war dem Kaiser Napoleon immer der liebste Weg.

Der Anfang zum Niederwerfen des Gegners ist immer derselbe: die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, d. i. ein großer Sieg über dieselbe und ihre Zertrümmerung. Je früher dieser Sieg, um so *leichter*, je später er erreicht wird, um so *entscheidender* ist er; *stets halten sich Leichtigkeit des Erfolges und die Größe desselben das Gleichgewicht* (S. 665). Bei sehr großer Überlegenheit kann man an der feindlichen Hauptmacht absichtlich vorbeigehen [2]), um späterhin eine *entscheidendere* Schlacht zu liefern; zu einem großen entscheidenden Siege gehört ein umfassender Angriff oder eine Schlacht mit verwandter Front [3]). Es gehört also zum *Wesentlichen des Kriegsplanes*, daß wir uns sowohl der Masse als auch der Richtung der Operationen nach darauf einrichten (S. 666).

Ist der große Sieg erfochten, so soll von keiner Rast usw. die Rede sein, sondern nur von der *Verfolgung*, von der *Einnahme der feindlichen Hauptstadt*, von dem Angriff der *feindlichen Hilfsheere*, oder was sonst als Stützpunkt des feindlichen Staates erscheint (S. 666). Die Theorie fordert also, daß, solange die Absicht besteht, den Feind niederzuwerfen, auch rastlos gegen ihn vorgeschritten werde; gibt der Feldherr dies Ziel auf, weil er die Gefahr zu groß findet, tut er recht, innezuhalten und sich auszubreiten.

Wohl gibt es Beispiele von Staaten [4]) die *nach und nach* aufs Äußerste gebracht sind; man muß aber wohl unterscheiden, ob der Untergang eines Staates sich auch wirklich nach und nach vollzogen hat, oder ob er das Ergebnis des ersten Feldzuges war. Nur von diesem sprechen wir hier, denn nur in ihm findet *jene Spannung der Kräfte* statt, die den Schwerpunkt der Last [5]) entweder überwältigt oder in Gefahr ist, von ihm überwältigt zu werden. Wenn man im ersten Jahre sich einen mäßigen Vorteil verschafft, zu diesem im anderen einen mäßigen hinzufügt und

1) Dabei soll man natürlich nicht die Gunst der Gelegenheit unbenutzt lassen. Siehe Teil II der Probleme, Buch I, Zug Manteuffels gegen Bourbaki.

2) Z. B. 1805 und 1806 Operationen gegen die Österreicher und Preußen. Napoleon hat ähnliche Operationen selbst ohne große Überlegenheit ausgeführt, z. B. 1796 und 1800. Siehe Teil III der Probleme, S. 37 ff. u. 205 ff.

3) Z. B. Auerstädt und Gravelotte. Derartige Operationen gehören im weiteren Sinne zu den Größenhandlungen. Siehe S. 48.

4) Welche?

5) Mechanistische Anschauung.

so nach und nach langsam gegen das Ziel vorschreitet[1]), so findet sich nirgends eine eminente Gefahr, aber dafür ist sie auf viele Punkte verteilt Jeder Zwischenraum gibt dem Gegner neue Aussichten; die Wirkungen des früheren Erfolges haben auf die späteren geringen Einfluß, oft keinen[2]), oft einen negativen[3]), weil der Feind sich erholt, zu größerem Widerstand entflammt oder Hilfe von außen erhält. Wenn es Fälle gibt, in denen Staaten durch sukzessive Stöße überwältigt worden sind, also die Zeit[4]) dem Verteidiger verderblich war, so sind die Beispiele doch unendlich zahlreicher, wo die Absicht des Angreifers darüber ganz verfehlt wurde[5]) (S. 668).

Nicht weil er zu schnell und zu weit vorgedrungen ist, ist Napoleons Feldzug in Rußland gescheitert, sondern weil die einzigen Mittel zum Erfolge fehlschlugen. Ein Land wie Rußland kann nur durch seine eigene Schwäche und inneren Zwiespalt[6]) bezwungen werden. Nur wenn Napoleon mit seinem kräftigen Stoße bis Moskau hinreichte, durfte er hoffen, den Mut der Regierung und die Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu erschüttern. Er versuchte das einzige Mittel zu diesem Zweck: mit einem kühnen Schlage dem bestürzten Gegner den Frieden abzugewinnen. Daß seine Armee hierbei zugrunde ging, war die Gefahr, welcher er sich dabei aussetzte. Daß die Zerstörung seiner Streitkräfte größer als nötig wurde, lag nicht nur an dem weiten Vordringen, sondern in der späten Eröffnung des Feldzuges, der Menschenverschwendung seiner Taktik, an dem mangelhaften Unterhalt des Heeres und der Rückzugsstraße und in dem verspäteten Abmarsch von Moskau (S. 670). Es haben in diesem berühmten Feldzug so viele Gefechte stattgefunden, daß durch sie die vollkommenste Schlachtenentscheidung hätte herbeigeführt werden können; dennoch ist wohl nie so deutlich wie in diesem Feldzuge zutage getreten, wie der Angreifende durch seine eigenen Anstrengungen[7]) zugrunde gehen kann. Von den

---

1) Clausewitz schildert hier die sogenannte methodische Kriegführung, welche Napoleon so stark verdammt hat. Siehe Militärklassiker, Napoleon S. 39 ff.; dieselbe legt mehr Wert auf Erhaltung der eigenen Kräfte und der erreichten Vorteile als auf die Zerstörung feindlicher Streitkräfte oder das Fortschreiten der Handlung zum Ziele.

2) Man beachte hier besonders die Art der Zweckwirkungen.

3) Negativ hat hier keine logische Bedeutung, nicht die eines Mangels, sondern eines realen Gegensatzes, denn diese Wirkungen sind für den Gegner von positiver Bedeutung. Siehe Teil I der Probleme, S. 299.

4) Die Zeit hat keine Kausalwirkung; der Realgrund ist also in den vorher genannten Ursachen zu suchen.

5) Clausewitz führt hierzu das Beispiel der Österreicher an, welche das Ziel im Siebenjährigen Kriege mit so viel Gemächlichkeit und Vorsicht zu erreichen suchten, daß sie es ganz verfehlten. Siehe über die österreichische Strategie im Siebenjährigen Kriege Teil II der Probleme, Buch II, S. 211 ff.

6) Hier war es also nicht möglich, ein konkretes Endziel zu setzen.

7) Unter eigenen Anstrengungen sind zu verstehen die Verluste, die durch Krankheiten, schlechte Verpflegung, die Mühseligkeiten des Marsches usw. hervorgerufen werden.

300000 Mann des Zentrums kamen nur etwa 90000 nach Moskau; da nur etwa 13000 detachiert waren, waren 197000 verloren, von denen nur etwa ein Drittel auf die Gefechtsverluste zu rechnen ist. Dieses Prinzip war in vielen Feldzügen das leitende (?), ohne daß es recht zur Sprache gekommen ist; wenn man aber den Begebenheiten selbst scharf ins Auge sieht, wird man auf diesen wahren Grund vieler Entscheidungen hingeführt (S. 374).

Zu C. In der Strategie spielen Angriff und Verteidigung nach der Anschauung Clausewitz', von der vorstehender Auszug die nötige Anschauung geben soll, dieselbe wichtige Rolle wie in der Taktik; auch in der Strategie sind Angriff und Verteidigung die Hauptformen des Kampfes, also die Kategorien, aus deren innerem Gegensatz der Einteilungsgrund sowohl für die Handlungen als auch für das gesamte Stoffgebiet hervorgeht. Clausewitz hält sie für wahre logische Gegensätze und für korrelate Begriffe[1]), aus denen notwendigerweise jeder Kampf bestehen müsse (S. 549). Dabei scheint ihm die Sache so evident gewesen zu sein, daß er auf eine wirkliche Untersuchung seiner Annahmen gar nicht näher eingegangen ist. Selbst die mannigfachen Schwierigkeiten und Widersprüche, welche sich beim Gebrauch dieser Kategorien herausstellten, haben ihn nicht in seinem Glauben an ihre Berechtigung wankend gemacht und nicht zu einer Nachprüfung derselben veranlaßt. Seine Theorie wollte sich aber gerade hier mit der Praxis nicht decken.

Es ist wichtig, daß Clausewitz bei seinen Betrachtungen über Angriff und Verteidigung von einer ausgesprochenen Analogie zwischen Taktik und Strategie ausgeht. Auch in der Strategie beschränkt sich nach ihm der prinzipielle Unterschied zwischen Verteidigung und Angriff in der Hauptsache auf das Abwarten des Angriffs seitens der Verteidigung (S. 20 Nr. 5 u. S. 88) und auf den negativen Zweck der letzteren. Das Abwarten ist aber lediglich das logische Merkmal der Verteidigung und kann nie als der Realgrund angesehen werden, welcher die Handlung zur Verteidigung macht[2]). Hierfür wäre also nur noch der negative Zweck in Anspruch zu nehmen. Schon bei unserer Betrachtung der taktischen Verteidigung ist auf die doppelte Bedeutung der Negation hingewiesen; diese kann einmal einen Mangel und zweitens

1) Der Kampf soll also ebenso notwendig aus „Angriff und Verteidigung“ bestehen wie z. B. die Ehe aus „Mann und Frau“.

2) Vgl. Teil I der Probleme, S. 268. Clausewitz hat logische Begründung und realen Grund nicht auseinandergehalten.

einen realen Gegensatz bedeuten[1]). Da Clausewitz nicht gesagt hat, welche Art der Negation er gemeint hat, wollen wir uns an die Erfahrung wenden. Diese lehrt uns, daß die logische Negation bei der Verteidigung allerdings für den politischen Zweck in Betracht kommen kann, denn ein gegenständlicher, positiver[2]) politischer Zweck ist tatsächlich bei der Verteidigung nicht immer vorhanden. Der politische Zweck ist aber, wie unsere Betrachtungen ergeben haben, keineswegs das Entscheidende für die Art der Kriegführung. Daß aber der strategische Zweck (Endzweck oder vorläufiger Zweck, oder Aushilfe) bei der Verteidigung stets und durchgängig negativ ist, wird von der Erfahrung keineswegs bestätigt. Ja, selbst Clausewitz hat dies wenigstens indirekt zugegeben, indem er sagt, daß die Verteidigung nur so lange beibehalten werden soll, bis ein günstiges Kräfteverhältnis erreicht ist (S. 88ff.). Das günstige Kräfteverhältnis ist aber nicht nur ein sehr positiver, sondern auch ein äußerst wichtiger Zweck. Hieraus ergibt sich offenbar, daß die Clausewitzsche Formulierung[3]) der Verteidigung als stärkere Form mit dem negativen Zweck in der Erfahrung zu Widersprüchen führen muß, welche nicht zu lösen sind; ja eigentlich hat die Clausewitzsche Verteidigung zwei positive Zwecke, denn nach Herbeiführung des günstigen Kräfteverhältnisses soll der Feind ja wieder zurück- und zu Boden geworfen werden. Sie besteht ja aus Abwarten und Handeln (S. 89 Abs. 1). Auch andere seiner Behauptungen über das Wesen der Verteidigung stehen mit der Erfahrung in Widerspruch. Warum die strategische Verteidigung immer leichter[4]) sein und immer den Vorteil der Gegend genießen soll, ist nicht genügend begründet, auch nicht durch die Erfahrung bestätigt. Selbst in der Taktik ist es nicht der Fall. Hat sich etwa bei Leuthen die Verteidigung als stärker und leichter und die Gegend für sie als

1) Siehe vorn S. 37.

2) Es liegt ja in der natürlichen Vorstellung, daß der Verteidiger nur seinen Besitz erhalten und nicht noch etwas dazu haben will.

3) Die Formulierung dieses Satzes weist auf Hegel und seine gewundene Redeweise hin. Warum heißt es nicht deutlich „Art“ statt „Form“, ein wenig bestimmter Begriff; auch die Negation ist wahrscheinlich der Hegelschen Dialektik entlehnt, welche sich sogar der doppelten Negation bei ihrem Prozedieren bedient hat (siehe S. 2).

4) Wenn Clausewitz dabei vorsichtigerweise hinzusetzt „bei sonst gleichen Verhältnissen“, so besagt der Satz gar nichts, da derartige Handlungen nur in Gedanken vorkommen, also Gedankendinge sind.

günstiger erwiesen als der Angriff? Ja sogar ein dritter Zweck der Verteidigung wird von Clausewitz selbst noch angeführt, nämlich der Zweck, den Gegner um so sicherer zu besiegen (S. 89). Der Sieg hängt doch aber von vielen Faktoren und nicht nur vom Abwarten und dem negativen Zwecke ab. Es darf dabei doch nicht von der Qualität der Führung und der Truppen und der Gunst der Verhältnisse usw. usw. völlig abgesehen werden.

Da es ihm nicht gelingen wollte, seinen Satz aus der Erfahrung zu beweisen, sah er sich sogar veranlaßt, die Logik heranzuziehen, um die größere Stärke der Verteidigung recht deutlich ad oculos zu demonstrieren: wäre sie nämlich schwächer, so würde sie kein Mensch gebrauchen, da sie nur einen negativen Zweck hat (S. 344). Hierbei hat er sich allerdings in einen Fehlschluß verwickelt, denn dieser Satz ist ja nur unter der Bedingung des ausgeschlossenen Dritten richtig. Es gibt hier aber nicht nur die dritte Möglichkeit, daß keine der beiden Formen stets die schwächere oder stärkere ist, sondern auch noch eine vierte, daß die schwächere Verteidigung immer noch besser als ein schimpflicher oder verlustreicher Frieden sein kann. Clausewitz hat dies sehr wohl gewußt [1]), aber im übereifrigen Bestreben, seine These zu beweisen, momentan nur nicht daran gedacht.

Daß die Verteidigung stets den negativen Zweck hat, die Absicht des Gegners nicht zuzulassen, ist schon früher zugegeben. Aber besteht nicht für den Angreifer stets der gleiche negative Zweck? Diese Negation ist sehr real; sie bildet ja den Realgegensatz zwischen beiden Gegnern, sagt aber niemals, und das ist wichtig, etwas über die Art des Kampfes, kann also auch absolut nicht den Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung bestimmen.

Ein negatives Verhältnis, welches zwischen Verteidigung und dem Zweckprinzip besteht und für erstere besonders charakteristisch ist, ist von Clausewitz u. E. nicht seiner großen Wichtigkeit entsprechend hervorgehoben. Es ist nämlich nur sehr selten möglich, daß die strategische Verteidigung sich ein konkretes Endziel setzen kann. Bei der großen kausalen Bedeutung desselben liegt in diesem Mangel natürlich ein großer Nachteil für die Verteidigung, wenigstens dem-

1) Siehe Vom Kriege, S. 15, Abs. 2. Es ist dies nur deshalb angeführt, weil es psychologisch interessant ist, daß selbst ein so gelehrter und scharfsinniger Kopf durch die Heftigkeit des Forschertriebes seine Anschauung hat beeinflussen lassen.

jenigen Angriff gegenüber, welcher wegen seines konkreten Endziels einen organischen Verlauf nehmen kann. In jenem negativen Verhältnis ist auch der Hauptgrund dafür zu suchen, daß Clausewitz so wenig Allgemeingültiges a priori über den Kriegsplan einer Verteidigung[1]) gesagt hat. Clausewitz hat diesen Punkt nur beiläufig bei dem Ziel des Ermüdens erwähnt. Sehr richtig weist er darauf hin, daß dieses Ziel deshalb nicht als strategisches Endziel zu betrachten sei, weil nie a priori mit einiger Sicherheit festgestellt werden könne, ob und in welcher Zeit der Angreifer nach einer gewissen Anzahl vergeblicher Versuche ermüden und aufhören müsse (s. S. 651):

Wenn bei der Verteidigung ein Umschwungspunkt ausgeschlossen ist, ist die Schwächung bei derselben größer als beim Angreifer, da sie bei gleicher Einbuße relativ mehr verliert; es ist also für den Angreifer kein Grund vorhanden, seine Stöße aufzugeben, falls sie von der Verteidigung nur abgewehrt, aber nicht zurückgegeben werden. Wenn auch oft durch die Erschöpfung oder Ermüdung des Stärkeren der Frieden herbeigeführt worden ist, so liegt das an jener Halbheit, welche der Krieg meist hat, kann aber philosophisch[2]) nicht als das allgemeine und letzte Ziel der Verteidigung gedacht werden.

Er fügt aber noch den sehr wichtigen Satz hinzu:

Es bleibt also nichts übrig, als dieses Ziel in dem Begriff des Abwartens zu sehen; dieser Begriff schließt eine Veränderung der Umstände[3]), meist eine Verbesserung der politischen Lage von außen her in sich.

Alle diese abstrakten und nur in der Vorstellung vorhandenen Ziele (Ermüden, Erschöpfen, Umschwungspunkt, Abwarten günstiger Momente usw.) haben den Nachteil, daß, da der Zeitpunkt ihres Eintritts nicht mit genügender Sicherheit festzustellen ist, auch keine konkrete strategische Idee auf ihnen begründet werden kann, welche den organischen Verlauf der Handlung ermöglichte.

Der Begriff der Verteidigung, wie ihn Clausewitz darstellt, hat den Nachteil einer großen Unanschaulichkeit; die Definitionen können doch nur ein sehr mangelhaftes Bild geben, da sie für sehr ver-

---

1) Ebenda. Der Grund liegt also nicht etwa darin, daß Clausewitz sein Werk noch nicht fertiggestellt und unvollendet hinterlassen hat, sondern in der Sache selbst.

2) Der Realgrund des Ermüdens ist aber ein psychologischer.

3) In erster Linie durch Veränderung der Bundesgenossenverhältnisse. Siehe Teil II der Probleme, Buch II, S. 192 und 230. Die geschichtliche Erfahrung, daß oft der „Wechsel der Dinge" einen unvorherzusehenden Umschwung herbeigeführt hat, hat Friedrich als Hauptmotiv für seinen kraftvollen Widerstand gedient.

schiedenartige Handlungen passen müssen. Clausewitz ist übrigens in der Wahl der Beispiele, an denen er die Steigerung des Abwartens hat klarmachen wollen (s. S. 89), wenig glücklich gewesen. Vor Hohenfriedberg ist Friedrich doch nur zu dem sehr positiven Zweck in Schlesien stehen geblieben, weil daselbst die örtlichen Verhältnisse für seine Taktik viel günstiger waren, also der besseren Gelegenheit zum Angriff halber; bei Soor befand sich der König gar nicht in der strategischen Verteidigung, sondern nach einem strategischen Angriff auf dem Rückzuge. Die Verteidigung, in welcher diese Schlachten so wie Bunzelwitz und der Feldzug der Russen 1812 nur durch die Merkmale des Abwartens und der Negation zusammengehalten werden, kann natürlich keine der Erkenntnis dienende Anschauung liefern.

Augenscheinlich ist der in dieser Definition festgestellte Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung viel zu gering, um die Verschiedenheit der taktischen Handlungen zu begründen; von jenem polaren Gegensatz, der die Unterlage des artbildenden Unterschiedes abgibt, kann hier keine Rede sein. Die wichtigsten Vorteile, welche Clausewitz sonst noch der Verteidigung zuweist, kommen aber letzterer nicht allein und ausschließlich zu, wie die Erfahrung lehrt. Die Strategie der kleinen Zwecke z. B. (s. S. 28, 34) ist von den angreifenden Österreichern [1]) im 7jährigen Krieg mit großer Virtuosität und Wirksamkeit angewendet. Auch die Doppelzweckigkeit von Abwarten und Handeln (s. S. 89 Abs. 2) ist kein Spezifikum der Verteidigung. Hat doch Bonaparte 1796 bei Mantua einen großen Abwartungsakt [2]) geleistet, in dem er nach und nach die Streitkräfte der Österreicher derartig zerstörte, daß er zum „Akte des Handelns", der strategischen Entscheidung und dem Vormarsche auf Wien, übergehen konnte. Noch weniger aber sind die Exzentrizität [3]) und die wirksame Vorbereitung zum Entscheidungskampfe der Ver=

---

1) Siehe Teil II der Probleme, Buch II, S. 97 und 128.

2) Siehe Teil III der Probleme, Buch I: Die Kämpfe bei Mantua; wegen der großen Zerstörung feindlicher Streitkräfte ist hier der Akt als „strategischer Zerstörungsakt" bezeichnet; dieser Akt hat viel besser auf das Kräfteverhältnis eingewirkt, als es der Verteidigung jemals gelungen ist, war auch die denkbar beste Vorbereitung für den Angriff (S. 88); die Franzosen nennen ihn: attente stratégique.

3) Über die Bedeutung des formalen Elements in der Strategie (Konzentrizität [äußere Linien], Exzentrizität [innere Linien]) siehe Teil III der Probleme, Buch I, S. 32.

teidigung eigentümlich (s. S. 92), wie Bonapartes Feldzugseröffnung 1796 und die erwähnten Kämpfe bei Mantua lehren.

Folgerungen. Nach allem ist klar, daß Angriff und Verteidigung nicht die verschiedenen Formen und Kategorien der Kriegführung sein können, und daß sich die Untersuchung nach neuen, auf wirklichem artbildenden Unterschiede beruhenden Kategorien[1]) umsehen muß, da die Wissenschaft derselben zur Einteilung des Stoffes usw. unbedingt bedarf. Hierzu hat Clausewitz, vielleicht unbewußt, den richtigen Weg gewiesen:

> Bei der absoluten Gestalt des Krieges, wo alles aus notwendigen Gründen geschieht, gibt es wegen des Zusammenhanges, in dem die ganze Reihe der Gefechte steht, nur einen Erfolg, nämlich den Enderfolg. Dieser Vorstellung von dem Zusammenhange der Erfolge steht eine andere äußerste gegenüber, nach welcher derselbe aus einzelnen für sich bestehenden Erfolgen zusammengesetzt ist, und es bloß auf die Summe der Erfolge ankommt[2]).

Dieser Unterschied bezieht sich aber nicht nur auf die Erfolge, sondern auf die Strategie selbst, deren Hauptzweck ja gerade in dieser Benutzung der Erfolge besteht, d. i. der durch den taktischen Sieg erreichten objektiven Folgen der Kämpfe. Infolge seiner zu begrifflichen Anschauung hat Clausewitz leider nicht scharf zwischen subjektiven (Zweckursachen) und objektiven Zwecken[3]) (strategischen Erfolgen oder Folgen des Gefechts) unterschieden, so daß ihm die Bedeutung des von ihm über die Erfolge aufgestellten Gegensatzes nicht in seinem vollen Umfange zum Bewußtsein gekommen ist. In jenen beiden Vorstellungen von den Erfolgen kommt ja zugleich ein ganz verschiedenes Kausalverhältnis in den Handlungen zum Ausdruck. Bei der ersten entwickelt sich ja alles vom Ganzen zu den Teilen, bei letzterem dagegen summieren sich die Teile allmählich zum Ganzen. Das ist doch evident ein Kardinalunterschied. Haben wir aber nicht schon ganz denselben artbildenden Unterschied in der Taktik angetroffen, nämlich bei Leuthen und dem Zerstörungsakt von Ligny (S. 45)? Da nun aber eine deutliche Analogie zwischen Strategie und Taktik besteht, welche ja so vielfach in unserer Untersuchung zutage getreten ist, so

---

1) Über die Bedeutung der Kategorien siehe Teil I der Probleme, S. 203, 206 und Teil II, Buch II, S. 237 ff.

2) Siehe S. 72 zu 9 und Vom Kriege, S. 613.

3) Über den Unterschied von subjektivem und objektivem Zweck siehe Teil I der Probleme, S. 1, 207, 291 ff., 303.

liegt doch der Gedanke sehr nahe, dieselben Kategorien, welche von uns in der Taktik aufgestellt und als richtig befunden sind, versuchsweise auch in der Strategie zu verwenden.

Diesem Versuche sollen noch einige Bemerkungen vorausgeschickt werden. Taktik ist die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht [1]; sie beschäftigt sich daher besonders mit den Aufgaben und Leistungen der Truppen und Führer und mißt dieselben mit *subjektivem* Maßstabe. Die Strategie dagegen ist die Lehre vom Gebrauch des Gefechts *zum Zwecke des Krieges*. Aber dieser Zweck kann doch recht verschieden sein: Teil- oder Endzweck, dieser wieder konkret oder abstrakt (nur in der Vorstellung vorhanden), ja, es kann sich auch, wie wir gesehen haben, um einen aus der Summe der Einzelzwecke hervorgehenden höheren Zweck handeln. Von diesen Verschiedenheiten hängt aber die *kausale* und *sonstige Bedeutung* der Zwecke vornehmlich ab, für deren *objektiven* Wert immer nur das *Endresultat*, die *Qualität des Friedens*, den wahren und letzten Maßstab bildet, welcher natürlich auch für die Taktik als *höchste* Instanz Geltung hat. Es ist zwischen Taktik und Strategie aber nicht nur dies Zweckverhältnis vorhanden, beide stehen auch sonst noch in mancherlei Wechselbeziehungen. Während die Strategie von der Taktik verlangt, daß diese ihr die nötigen Erfolge verschafft, verlangt letztere von jener, daß sie ihr günstige Vorbedingungen für den Sieg durch eine gute *strategische Ökonomie* der *Kräfte* gewährt. Beide sind also innig miteinander verschlungen und verwachsen, was ebenfalls auf eine innere Analogie hinweist; Clausewitz sagt denn auch, daß, wenn wir uns den Staat mit seiner Streitmacht als Einheit denken, es die natürlichste Vorstellung ist, nun auch den Krieg als ein einziges großes Gefecht zu denken [2]. Die Analogie tritt ja auch fast überall in der Terminologie beider Wissenschaften zutage; doch muß man sich wohl hüten, alle diese *beiden* Gebieten angehörigen Begriffe, wie Angriff und Verteidigung, Entscheidung und Zerstörung, Front und Flanke, Ziel und Zweck, Erfolg usw., als *völlig gleichbedeutend* anzusehen; man muß sich vielmehr stets eine konkrete Vorstellung von den Dingen zu machen suchen und dabei den *Unterschied* in der *kausalen*

---

1) Siehe *Clausewitz*, Vom Kriege, S. 69 und Teil I der Probleme des Krieges, S. 1.

2) Siehe *Clausewitz*, Vom Kriege, S. 187.

Bedeutung der Dinge mindestens ebensosehr wie das Identische in ihnen aufsuchen, weil ersterer für die tiefere Erkenntnis meist das Wichtigere ist. Aber es bleibt doch so viel Identisches übrig, daß dieses mit Notwendigkeit auf die Berechtigung der gleichen Kategorien für Taktik und Strategie hinweist.

Wir haben gesehen, daß in der Taktik zwei Arten von Vollhandlungen vorhanden sind, zwischen welchen ein artbildender Unterschied besteht. Leuthen und Ligny[1]) bilden die beiden Endpunkte zweier Entwicklungsreihen, in welche alle übrigen taktischen Handlungen, soweit sie nicht ganz zweckwidrig angelegt und ausgeführt sind, einzuordnen sind (siehe S. 45 ff.). Derartige Vollhandlungen sind auch in der Strategie vorhanden. Als Gegenstück zu Leuthen ist z. B. der Feldzug von 1870/71 anzusehen. Moltkes strategischer Grundgedanke[2]) ging dahin, den Gegner niederzuwerfen durch Vernichtung seiner Streitkräfte und Eroberung von Paris, der Hauptzweckpotenz Frankreichs. Auf dem Wege zur Hauptstadt sollten die französischen Heere möglichst nach Norden abgedrängt und durch entscheidende Schläge zertrümmert werden. Nach den einleitenden Schlachten bei Spicheren und Wörth wurden die französischen Streitkräfte durch die großen Kämpfe bei Metz und Sedan vernichtet oder wenigstens für den Feldkrieg ausgeschaltet. Während der Belagerung von Paris wurden die von der Republik aufgebotenen Volksheere auf allen Punkten geschlagen, zum Teil zertrümmert oder doch so in ihrer Kampffähigkeit herabgesetzt, daß nach der Kapitulation von Paris der Gegner sich von der Zweckwidrigkeit des ferneren Widerstandes überzeugen mußte und Frieden schloß. Der Fall der französischen Hauptstadt bildete den Enderfolg, der den Krieg zu einem organischen Ganzen machte, da die einzelnen Teile nur durch ihre Beziehung zum Ganzen ihren Wert erhielten.

Vergleicht man diesen Krieg mit der Schlacht von Leuthen, so ergibt sich in folgenden Punkten zwischen ihnen eine evidente Identität. In beiden war die Idee (strategische bzw. taktische) die Trägerin der Handlung; ihre kausale Bedeutung war sehr groß, da sie der ganzen Handlung den inneren Zusammenhang gab und den

---

1) Siehe S. 29, auch Teil I der Probleme, S. 2 ff. und 292.

2) Siehe Generalstabswerk des Krieges 1870/71 und Teil II der Probleme, Buch I: Moltkes Strategie, S. 4 und 184; auch Teil II, Buch II, S. 231 ff.

strategischen bzw. taktischen Wert der einzelnen Teile bestimmte. Die Wirkung war in beiden Handlungen auf denselben Zweck, die Entscheidung (strategische bzw. taktische) gerichtet und dadurch die ganze Handlung zu einem einzigen einheitlichen Akte gemacht. Da die Idee des Ganzen vor den Teilen festgestellt war, entwickelte sich auch die Handlung von dem Ganzen zu den Teilen. Durch die Idee erhielt die Wirkung des Führers, in dessen Kopfe sie entstanden war, und in welchem sie weiterwirkte, eine große Steigerung. Die Entscheidung selbst bestand in der Vernichtung der Zwecktätigkeit des Gegners.

Neben dieser Identität sind aber auch deutliche Unterschiede zwischen beiden Handlungen vorhanden: Idee, Handlung, Zweck, Einheit, Entscheidung, Zwecktätigkeit haben bei ihnen nicht genau dieselbe Bedeutung, was man sofort erkennt, wenn man sich eine lebendige und klare Anschauung beider Hergänge macht. Dies ist sehr wichtig, denn nur auf diese Weise bleibt man auf dem festen Boden der Erfahrung und frei vom Zwange der Begriffe, die in jenen Worten ebenfalls enthalten sind. Gerade die vorhandenen Gegensätze sind deshalb nicht zu übersehen, weil man an ihnen ganz besonders das „kausale Sehen" erlernen und üben kann.

Trotz dieser Unterschiede ist die aus der Identität entspringende Analogie berechtigt und fruchtbar, da sie aus inneren und nicht aus äußeren [1]) Gründen hervorgegangen ist.

Als Analogon des Zerstörungsaktes von Ligny ist der strategische Zerstörungsakt anzusehen, welchen Bonaparte 1796 während der Belagerung von Mantua geleistet hat [2]). In demselben hat der französische Feldherr nicht nur die Zernierung der Festung durchgeführt, sondern vor allem die Streitkräfte der Österreicher derartig verbraucht, daß er nach dem Fall der Feste zum strategischen Entscheidungsakte auf Wien vorrücken konnte. In dem Zerstörungsakte war nicht wie 1870/71 ein durch konkretes Endziel und Idee bewirkter organischer Zusammenhang der Gesamthandlung vorhanden; dagegen wußte Bonaparte die Gunst der sich einzeln darbietenden

1) Man findet des öfteren (bei Ségur, Jomini, Yorck) den strategischen Vormarsch Bonapartes in Rußland 1812 mit dem Angriff Friedrichs bei Leuthen in Parallele gestellt, weil beide in Staffelform ausgeführt sind. Das ist eine rein äußere (formale) Analogie, also ohne jeden Erkenntniswert. Siehe Teil I der Probleme, S. 171.

2) Siehe Teil III der Probleme, Buch I: Bonapartes Kriegführung, S. 60—140.

Gelegenheiten, die aus der Initiative der Österreicher hervorgingen, vortrefflich zu seinem strategischen Zweck, der möglichsten Zerstörung der feindlichen Streitkräfte, zu verwerten und dadurch ein für die strategische Entscheidung günstiges Kräfteverhältnis zu erzielen. Sein Ziel lag also nicht in der Form der Handlung (Vorschreiten gegen ein bestimmtes Ziel), sondern auf dem Gebiete des strategischen Haushalts der Kräfte, war daher vorher nicht konkret als Idee vorzustellen, zumal seine Verwirklichung z. T. von unvorherzusehenden Umständen, namentlich von dem unberechenbaren Verhalten des Gegners abhing. Dieser Zweck wurde von Bonaparte in vier größeren Kämpfen [1]) und zahlreichen kleinen Gefechten sowie durch energische Verfolgung und geschickte Operationen, welche in des Gegners Rücken führten, aufs genialste erreicht.

Auch hier hat die Handlung viel Ähnlichkeit mit ihrem taktischen Gegenstück, dem Zerstörungsakt von Ligny [2]). Beide hatten denselben Zweck, die Herstellung eines günstigen Stärkeverhältnisses für den Entscheidungsakt; in beiden kam es vor allem auf eine virtuose Ausnutzung der eigenen Gefechtskraft an; in beiden wurden die gegnerischen Kräfte nach und nach verbraucht und zertrümmert, so daß in der Folge die Entscheidung mit erhöhter Sicherheit gegeben werden konnte [3]). In beiden Fällen war der Zerstörungsakt der Hauptakt der Handlung, auch der Entscheidungsakt, welcher ohne große Schwierigkeiten zum Enderfolg, dem Siege bzw. Frieden führte, weniger kunstvoll zu gestalten wie bei Leuthen und im Kriege 1870/71, da die Hauptarbeit schon im Zerstörungsakte geleistet war. Ebenso war in beiden die Kampfart beider Gegner so wenig voneinander verschieden, daß der Unterschied zwischen Angreifer und Verteidiger oft kaum zu erkennen war. Umgekehrt wie bei Leuthen usw. entwickelten sich hier die Handlungen von den Teilen zum Ganzen. Das Endresultat des Aktes, die Summe der Einzelerfolge, trat aber nicht sinnfällig genug in die Erscheinung,

---

1) Bei Castiglione, Bassano, Arcole und Rivoli.

2) Siehe S. 39; Teil I der Probleme, S. 7 ff., 252 und Teil III, Buch I, S. 60 ff.

3) Hier besteht also „dem Zweck“ nach die Handlung ebenfalls aus zwei heterogenen Teilen wie die Clausewitzsche Verteidigung. Siehe S. 89 und Vom Kriege, S. 366.

so daß es noch des Entscheidungsaktes [1]) bedurfte, um den Gegner zum beabsichtigten Rückzuge bzw. Friedensschlusse zu bestimmen.

Waren die Zwecke in beiden Handlungen identisch, so war das mit den Mitteln weniger der Fall. Während Napoleon bei Ligny die erforderliche große Wirkung des Zerstörungsaktes durch die intensivste Ausnutzung der Individualeigenschaften seiner Truppen (S. 32) erzielte, konnte Bonaparte 1796 die große Wirkung nur durch geschickte Gruppierung (strategische) [2]) seiner Kräfte erreichen, welche ihm gestattete, am wichtigsten Punkte stets die Hauptmasse seiner Truppen zu verwenden. Es zeigt sich mithin auch hier die alte Erfahrung, daß der Zweck für die Art des Handelns, also auch auf den artbildenden Unterschied, mehr Geltung hat als die angewandten Mittel [3]). Der Zweck ist daher hier als die wichtigere und höhere Kategorie anzusehen.

Für alle vier Handlungen, die beiden Schlachten sowohl wie die beiden Kriege, ist aber nicht unerwähnt zu lassen, daß sie nur durch die große Kunst und das Genie jener Meister, durch welche sie ins Leben gerufen sind, ausgeführt werden konnten. Konzeption der Ideen und Gedanken, wie Gestaltung der Handlungen selbst waren sehr schwierig. Aber auch untereinander waren alle vier Akte in ihrem innersten Wesen so verschiedenartig, daß sie in dieser Vollkommenheit nur gerade von diesen Feldherren [4]) geschaffen werden konnten. Neben hoher Kunst der Feldherren waren aber auch von hohem Geist und großer Kampfkraft erfüllte Heere sowie zahlreiche andere Vorbedingungen und günstige Umstände für das Gelingen jener Handlungen notwendige Voraussetzungen.

Der Krieg von 1870/71 und der aus Zerstörungs- und Entscheidungsakt bestehende Feldzug Bonapartes sind als wahre Voll-

---

1) In dem auf das Endziel zueilenden Entscheidungsakte ist die Spannung der Geisteskräfte am größten und sichtbarsten.

2) Siehe Teil III der Probleme, Buch I, S. 10, 32, 73, 110, 167.

3) Vgl. Teil I der Probleme, S. 21 (Auflage 1). Der Individualismus ist für die Strategie ein noch minderwertigeres Prinzip als in der Taktik, da bei ihm die Oberleitung zu wenig wirken kann. Teil II der Probleme, Buch II, S. 130 und Teil III, Buch I, S. 155.

4) Es ist jedenfalls sehr fraglich, ob Friedrich, Napoleon und Moltke den Feldzug von 1870/71, die Schlacht bei Leuthen und den strategischen Zerstörungsakte bei Mantua gleich gut hätten ausführen können. Siehe Teil II, Buch II, S. 241 und Teil III, Buch I der Probleme, S. 167.

handlungen zu betrachten, weil sie, wenn auch auf sehr verschiedene Weise, direkt zu dem gleichen strategischen Endziele, Niederwerfung des Feindes und dem Frieden, führten, während sehr viele andere Kriege, welche diese Ziele nicht unmittelbar erreichten, nur als unvollständige Akte[1]) anzusehen sind. Den taktischen Vollhandlungen Leuthen und Ligny standen, gewissermaßen als Korrelate, zwei Schlachten gegenüber, welche ganz besonders zur Abwehr der Friderizianischen bzw. Napoleonischen Schlachtenkunst berechnet waren. Kolin und Waterloo zeigen deutlich die negativen Seiten der Kunstweise jener Meister.

In der Strategie liegen die Verhältnisse für die „korrelate Abwehr" der Feldzüge im Charakter von 1870/71 und 1796/97 weniger einfach als in der Taktik. Bei Kolin[2]) hatte Feldmarschall Daun die Vorbedingungen für das Gelingen des Friderizianischen Entscheidungsaktes möglichst ungünstig gemacht. Der König konnte die Stellung der Österreicher erst spät rekognoszieren und mußte den Angriff unter den Augen des Gegners ansetzen und ausführen, der jede Maßregel sofort erkennen und parieren konnte. Auch für die Truppenwirkung der Preußen waren die Geländeverhältnisse ungünstig. Ebenso schwierig lagen die Verhältnisse für den auf Entscheidung gerichteten strategischen Angriff Napoleons 1812 in Rußland[3]). Die Russen hatten nicht wie die Österreicher 1805 und die Preußen 1806 dem Kaiser durch eine zweckwidrige Initiative die nötige Unterlage für die Anlage der Größenoperation gegeben, mit der er die Streitkräfte des Gegners möglichst mit einem Schlage zu zerstören suchte. Barklay und Bagration entzogen sich vielmehr durch einen geschickten Rückzug den ihnen drohenden Gefahren; wenn das vereinigte russische Heer vor Moskau auch der Kunst des Kaisers in der Schlacht bei Borodino unterlag, so war es keineswegs völlig zertrümmert. Der Hauptgrund des Mißlingens war indessen, daß die Eroberung der russischen Hauptstadt, welche der Kaiser als strategisches Endziel angesehen hatte, keineswegs die erhoffte strategische und politische Kausalwirkung auslöste, denn der Kaiser Alexander hatte sehr wohl erkannt, daß die Bedeutung Moskaus für den Erfolg seines Widerstandes nicht ent-

1) Clausewitz nennt sie „Halbdinge", Vom Kriege, S. 177.

2) Siehe Teil I der Probleme, S. 45 ff.

3) Ebenda S. 170 ff.

scheidend war. Napoleon hatte also einen großen psychologischen Irrtum begangen, der allerdings sehr erklärlich ist, wenn man bedenkt, wie schwer der unberechenbare Wille, der den Entschluß eines Menschen bestimmt, richtig einzuschätzen ist[1]. Napoleon hatte auch nicht genügend in Betracht gezogen, daß seine Operationsweise immer mehr von den Gegnern erkannt, und der Schrecken, den sein Name verbreitete, immer mehr an Kraft verlieren würde. Da er mit Sicherheit den Frieden in Moskau zu diktieren gehofft hatte, hatte er sich auch mit seiner Ökonomie der Kräfte nur auf dieses Ziel eingerichtet und durch seinen schnellen Vormarsch infolge der großen Anstrengungen und Entbehrungen so unverhältnismäßig große Verluste erlitten, daß der Angriff, selbst wenn sich ihm ein neues günstiges Endziel geboten hätte, doch in Moskau seinen Kulminationspunkt gefunden haben würde. Zwischen Kolin und dem Feldzuge von 1812 ist also nur eine geringe Ähnlichkeit. Kolin führte unmittelbar zur Niederlage Friedrichs, Moskau war aber nur ein strategischer Luftstoß, der sich erst auf dem Rückzuge zu einer großen Katastrophe gestaltete. Diese wäre aber offenbar zu vermeiden gewesen, wenn Napoleon früher über die Absichten Alexanders ins klare gekommen und früher abmarschiert wäre, und vor allen Dingen, wenn er für den Geist und die Disziplin in seinem Heere besser gesorgt hätte. Jetzt rächte sich der übertriebene Individualismus[2], welchen er seinen Kriegern mit allen Mitteln eingeimpft hatte. Clausewitz, auf den dieser von ihm selbst mitgemachte Feldzug einen sehr tiefen Eindruck hinterlassen hat, sieht in jenen Anstrengungen und Entbehrungen ein eigenes Prinzip der Strategie[3], an dem der Angreifer unter Umständen zugrunde gehen kann. Die eigenen Anstrengungen sind jedoch kein besonderes Wirkungsprinzip, sondern nur die Nebenwirkungen, die mit schnellen Bewegungen, großen Operationen oder schwierigen Rückzügen mehr oder weniger unvermeidlich verbunden sind. Auf dieselben einen festen Plan zu gründen, ist nur unter sehr seltenen Umständen möglich, da man fast nie voraussehen kann, in welchem Maße der Angreifer diese Nebenwirkungen berücksichtigen oder verhüten wird. Auch 1812 haben die Russen ihren

---

1) Hier stößt die Untersuchung recht deutlich auf den im Psychologischen liegenden innersten Kern des strategischen Problems, was offenbar noch nicht allgemein erkannt ist.

2) Siehe Teil I der Probleme, S. 149.

3) Vom Kriege, S. 373.

Plan keineswegs von vornherein auf den Gedanken gegründet, daß durch Anstrengungen des Gegners, Detachierungen usw. ein solcher Ausgleich der strategischen Kräfte herbeigeführt werden würde.

Alle übrigen organischen, auf ein konkretes Endziel gerichteten Entscheidungsakte des großen Feldherrn waren so voller Kraft, daß sie stets das gesteckte strategische Endziel, wenn auch nicht immer sofort den erhofften Frieden erreichten[1]). Hat eine derartig angelegte Operation aber nicht eine bedeutende Kraftfülle und Überlegenheit, so kommt sie oft schon bald, und zwar meist bei einer großen Festung, zum Stehen, und es entsteht dann von selbst ein Akt, der sich in seinem Charakter dem strategischen Zerstörungsakt nähert. Am deutlichsten tritt dieser Vorgang 1757 bei Prag[2]) und 1877 bei Plewna zutage. Friedrichs strategischer Angriff war bei Prag zum Stehen gekommen; es trat daher die Frage an den König heran, ob er jetzt den Krieg als Entscheidungs- oder Zerstörungsakt fortführen sollte. Er entschloß sich für ersteren, suchte die Ersatzarmee auf, griff sie trotz der ungünstigen Verhältnisse bei Kolin an und wurde geschlagen. Hätte er die Zerstörung der österreichischen Streitkräfte in die erste Linie gestellt, so wären die Bedingungen für die Schlacht insofern günstiger gewesen, als nun Daun die Vorhand zugefallen wäre und der König die Blößen, welche sich jener geben mußte, hätte benutzen können[3]). Daß der bisher unbesiegte König das höhere Ziel wählte, ist gewiß verständlich. Andererseits war es aber auch ein ganz ungeheures Wagnis, denn wenn Daun seinen Sieg energisch benutzt hätte, wäre höchstwahrscheinlich ein vollständiger Umschwung eingetreten, der zum völligen Niederwerfen Friedrichs führen mußte, da die Russen und namentlich auch die Franzosen inzwischen sehr bedenkliche Fortschritte gemacht hatten[4]). Aber Daun war kein Feldherr, der einen Krieg im Entscheidungsstil, für den ihm alles Verständnis abging, führen konnte. Es fehlte den Österreichern der Führer, der wie Blücher

---

1) Z. B. 1805, 1806 und 1809; 1797 kam es kurz vor Wien zum Waffenstillstand und demnächst zum Frieden, 1800 gab Bonaparte nach dem Waffenstillstande von Alessandria den Oberbefehl ab.

2) Teil II der Probleme, Buch II, S. 26 ff.

3) Die Verhältnisse lagen bei Prag ähnlich wie bei Mantua 1796; Friedrich hatte aber nur mit einem Entsatzheer dagegen mit den vielen leichten Truppen der Österreicher zu rechnen.

4) Siehe das interessante Urteil Napoleons Teil II der Probleme, Buch II, S. 46.

im Befreiungskriege die übrigen Heerführer mit zur strategischen Entscheidung fortzureißen wußte [1]).

Die Kriege, in welchen dem strategischen Entscheidungsakt ein Zerstörungsakt wie 1796 bei Mantua [2]) vorausgeschickt ist, sind verhältnismäßig selten, weil sich die nötigen Vorbedingungen nicht oft finden, und namentlich, weil im strategischen Zerstörungsakt die Wirkung der Oberleitung in vielen Fällen weniger zur Geltung kommen kann als im taktischen Zerstörungsakte. Im Jahre 1813 nach dem Waffenstillstande war Napoleon sehr gegen seinen Wunsch, da er prinzipiell die strategische Entscheidung bevorzugte, zu einer Kriegführung im Stile des Zerstörungsaktes gezwungen, weil sich ihm kein günstiges strategisches Endziel, ja nicht einmal ein für eine große Operation brauchbares Ziel bot. Auch seine verbündeten Gegner strebten nach der strategischen Entscheidung, wollten aber vorher den Franzosen möglichst im einzelnen Abbruch tun, um nach und nach ein günstiges Kräfteverhältnis und eine bessere Gruppierung ihrer Kräfte zu erreichen. Zu diesem Zwecke befolgten sie mit bewußter Absicht den Plan, den Angriffen des Kaisers selbst stets auszuweichen, die Blößen aber, welche sich seine Unterfeldherren etwa geben würden, energisch auszunutzen. Das Gelingen dieses Planes wurde dadurch unterstützt, daß Napoleon denselben nicht rechtzeitig erriet und auf die Besetzung wichtiger strategischer Punkte, z. B. Berlins, zu hohen Wert legte. Nachdem die französischen Streitkräfte durch die bei den Nebenoperationen erlittenen Niederlagen von Groß-Beeren, Dennewitz, an der Katzbach und bei Nollendorf usw. bedeutend geschwächt waren, trat der strategische Wendepunkt im Charakter des Kampfes ein, da die Verbündeten, durch Blüchers [3]) Feuergeist

---

1) Am ersten hätte noch Laudon die Rolle Blüchers spielen können; Clausewitz meint, daß, wenn der unternehmende Laudon an Stelle der Reichsarmee gestanden hätte, der ganze Krieg vielleicht eine andere Wendung genommen hätte. Vom Kriege, S. 674.

2) Man erkennt aber aus der Rolle, welche Prag, Mantua, Metz, Port Arthur usw. gespielt haben, die große Wirkung, welche Festungen für den Ausgleich der Kräfte haben können. Hätten die preußischen Kommandanten das besser gewußt, dann würden die Festungen 1806 auch mehr Einfluß auf die Ökonomie der Kräfte ausgeübt haben.

3) Dieser Übergang vom strategischen Zerstörungsakt zum Entscheidungsakt ist meist sehr schwierig; viele Feldherren (Daun nach Kolin und Kunersdorf) scheuen denselben, weil er viel größere Ansprüche an die Führung stellt. Teil II der Probleme, Buch II, S. 46. Auch 1813 sträubten sich Schwarzenberg und namentlich der Kronprinz von Schweden gegen diese energischere Art der Kriegführung; daß Blücher die

mit fortgerissen, zur strategischen Entscheidung übergingen, welche in der Schlacht bei Leipzig das französische Heer zum größten Teil vernichtete und fast ganz Deutschland vom Feinde befreite. Der volle strategische Enderfolg konnte allerdings erst 1814 erreicht werden; aber auch in diesem Jahre trug der Kampf anfänglich den Charakter des strategischen Zerstörungsaktes, da die Feldherren der Verbündeten nicht die nötige Kunst besaßen, ihre Übermacht gegen den genialen Schlachtenkaiser zweckvoll zur Geltung zu bringen. Erst nachdem dieser nach mehrfachen teils günstigen, teils unglücklichen Kämpfen, welche ihm aber relativ die größeren Verluste zugefügt hatten, fast am Ende seiner Kräfte war, machte ein kurzer Entscheidungsstoß der Verbündeten auf Paris dem Kriege ein Ende.

Bei einem von einer größeren Koalition unternommenen Kriege ist es oft nicht möglich, die Kräfte der Verbündeten sofort einheitlich oder gar im organischen Zusammenhange in Tätigkeit zu bringen. Darin liegt dann der Realgrund, daß der Feldzug zunächst im Charakter eines strategischen Zerstörungsaktes geführt wird, bis eine größere Einheit der Operationen möglich, vielleicht bis eine größere Schwächung der Streitkräfte des Gegners erreicht ist. Steht in solchem Falle wie im 7jährigen Kriege der Koalition ein großer Feldherr gegenüber, so wird dieser darin die beste Widerstandsart sehen, dem Feldzuge möglichst lange diesen weniger gespannten und gefährlichen Charakter zu erhalten und die Gegner möglichst lange am Übergange zur strategischen Entscheidung zu hindern[1]). Ist er den Gegnern derartig an Streitkräften unterlegen, daß ein Ausgleich der Kräfte absolut unmöglich ist, so wird er, abgesehen von der Benutzung besonders guter Gelegenheiten, sein Hauptbestreben weniger auf Zerstörung feindlicher Streitkräfte als auf Erhaltung der eigenen richten. In der zweckvollen Verwaltung der eigenen Kräfte liegt deshalb sein vorläufiger strategischer Hauptzweck, weil das nächste strategische Ziel für ihn nur in einem Umschwung der politischen Verhältnisse[2]) bestehen

Bedeutung der Entscheidung besser erkannte und die anderen mit sich fortriß, war von der größten strategischen Wichtigkeit. Dies scheint noch nicht überall richtig erkannt zu sein und gewürdigt zu werden.

1) Siehe Teil II der Probleme, Buch II, Friedrichs Strategie im 7jährigen Kriege, S. 82ff.

2) Ebenda S. 199 u. 230.

kann (S. 98). Je länger Friedrich infolge seiner virtuosen Ökonomie der Kräfte Widerstand zu leisten vermochte, um so mehr konnte er auch darauf rechnen, daß ihm der „Wechsel der Dinge" zu Hilfe kommen würde.

Bei fast allen diesen Feldzügen tritt ein Moment in den Vordergrund, das sich in der Taktik viel weniger bemerkbar machen kann, d. i. die Trennung der Streitkräfte in mehrere Teile. Im allgemeinen ist ja die innere Einheit in der Schlacht größer als bei den Operationen getrennter Heeresteile oder Armeen, namentlich soweit es sich um die unmittelbare Einwirkung des Oberfeldherrn handelt. Allerdings können auch mehrere Heere nach einem strategischen Grundgedanken unter einem Oberfeldherrn agieren, z. B. unter Moltke 1866 vor Königgrätz und 1870 bei der Feldzugseröffnung und vor Sedan. Wenn die Heere aber differente Zwecke verfolgen, wenn z. B. das eine vor dem übermächtigen Feinde zurückweichen oder ihn aufhalten soll, während das andere den ihm gegenüberstehenden Teil des Gegners energisch anzugreifen und zu schädigen sucht, so ist eine zweckvolle Leitung beider Heere nur dann möglich, wenn sie nicht zu weit voneinander entfernt sind [1]). Ist der Oberfeldherr ein großer Stratege und Taktiker, so ist die Trennung beider Gegner dann für seine Kunst ein Vorteil, wenn es ihm durch eine zweckvolle [2]) Gruppierung der Kräfte möglich wird, seine Hauptkräfte stets auf der wichtigsten Stelle in Tätigkeit [3]) zu bringen. Ungünstig ist für einen solchen Feldherrn die Trennung, wenn seine Kunst dadurch vom Gegner ausgeschaltet wird, daß dieser sich den Stößen der Hauptmassen geschickt entzieht und die Gelegenheit benutzt, den schwächeren Heeresteil mit seinem zweiten Heere anzufallen und zu schlagen [4]). Es ist dies das Mittel, mit dem in manchen Fällen Durchschnittsfeldherren einem großen Gegner mit Erfolg standgehalten haben.

Man sieht aus vorstehendem, daß das in der Strategie vorwiegend zur Geltung kommende Moment der Trennung einen

---

1) In der Zukunft wird hierin durch die neuen Verständigungsmittel (Telegraphie usw.) ein gewisser Wandel geschaffen.

2) „Zweckvoll" und „kunstvoll" sind hier identisch.

3) Siehe Teil III der Probleme, Buch I, S. 26, 73 u. a. m.

4) Es ist das aber nicht leicht, weil die Verhältnisse nicht immer durchsichtig genug sind. Ebenda S. 72 ff.

gewissen Riß in das Analogieverhältnis zwischen Strategie und Taktik bringt; für diese Verschiedenartigkeit liegt aber der eigentliche Realgrund weniger in den Raumverhältnissen als in der erschwerten oder modifizierten Wirkung der Oberleitung; je weniger diese in der Lage ist, sich von den Dingen eine klare Anschauung zu machen, um so schwerer ist auch ein richtiges Handeln, namentlich wenn dasselbe in eine taktische oder strategische Idee zusammengefaßt werden soll. Daß die Art der inneren Anschauung bei dem Führer, je nachdem er mehr zur idealistischen oder realistischen Taktik oder Strategie neigt, in vielen Fällen stark nach einer Seite differenziert ist, haben wir an anderer Stelle eingehend dargelegt [1]).

Trotz des Unterschiedes zwischen Strategie und Taktik ist es aber unseres Erachtens wohl möglich, die strategischen Handlungen ähnlich wie in der Taktik (s. S. 46 ff.) nach zwei Richtungen zu differenzieren, welche auf die beiden strategischen Musterhandlungen hinführen (Krieg 1870/71 bzw. den strategischen Zerstörungsakt bei Mantua mit nachfolgender Entscheidung). Nahe diesen beiden Endpunkten lassen sich alle jene Handlungen, die den Charakter jener Vollhandlungen tragen oder ihnen nahekommen, ohne weiteres einreihen, während diejenigen, welche zwar die klare Tendenz zur strategischen Entscheidung oder zum strategischen Zerstörungsakt zeigen, aber wegen der Ungunst der Verhältnisse oder des Unvermögens der Führung keinen hohen oder keinen reinen Stil tragen, mehr nach der Mitte, dem Indifferenzpunkte, zu schieben sind. Bei den neueren Kriegen wird sich dies Einordnen stets ohne Schwierigkeiten bewerkstelligen lassen, wenn auch bei ihnen die Hauptakte (Entscheidungs- oder Zerstörungsakt) nicht immer ganz rein in die Erscheinung treten oder durch Zwischenakte getrennt sind.

Die Kriege früherer Zeiten [2]) hatten weniger Kraft und Spannung, da sie meist nur von Söldnerheeren geführt wurden; erst als die Kriege wieder die große Angelegenheit der Völker geworden waren, richtete sich die ganze Kraft derselben auf die strategische Entscheidung oder wenigstens auf einen energischen strategischen Zerstörungsakt, während vorher die Haupttendenz der Kriegführung in erster Linie auf die Erhaltung der eigenen Kräfte

---

1) Siehe die differenzierte Anschauung Friedrichs und Napoleons, Teil I der Probleme, S. 13 ff.

2) Über den Einfluß des Kulturzustandes und der Politik auf die Kriegführung siehe Clausewitz, Vom Kriege, S. 618 ff.

gerichtet blieb [1]). Dadurch verloren diese Kriege aber meist jeden ausgesprochenen Stil, denn Feldherren von dem Genie Friedrichs und Heere wie das preußische zur Zeit der Schlesischen Kriege bilden große Ausnahmen. Diese stillosen Kriege, welche keine durchschlagenden Wirkungen hervorbrachten und keine hohen Ziele erreichten, sind daher dicht am Indifferenzpunkt, in dem sich ja die Gegensätze, aber auch die Kraftäußerungen immer mehr ausgleichen, zu gruppieren [2]). Eine systematische Ordnung der strategischen Handlungen ist aber deshalb viel schwerer als in der Taktik vorzunehmen und zu begründen, weil die Schlachten viel leichter zu übersehen und zu schildern sind als lange Feldzüge von vielleicht mehrjähriger Dauer. Wir legen übrigens nicht den Hauptwert auf jenes strenge Ordnen der Handlungen nach bestimmtem System.

Wenn man die beiden Reihen der taktischen und der strategischen Handlungen näher miteinander vergleicht, so ist auch hier wieder ein wichtiger Unterschied zu erkennen. Während nämlich in der Taktik die Schlachten, je näher sie den Endpunkten (Leuthen oder Ligny) liegen, um so mehr auch den Charakter eines Kunstwerkes infolge der genialen Leitung der Oberfeldherren zeigen, so ist dies in der Strategie meistens nur bei denjenigen Kriegen der Fall, welche einen einheitlichen, organisch verlaufenden Entscheidungsakt bilden; die zweiaktigen Feldzüge, die aus Zerstörungs- und Entscheidungsakt bestehen, sind dagegen zum größeren Teil aus weniger kunstvollen Handlungen zusammengesetzt [3]). Während also in der Taktik die Kunst stets den höchsten Maßstab abgibt, ist dies in der Strategie weniger der Fall; in ihr handelt es sich in erster

---

1) Beide Bestrebungen, die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte und die Erhaltung der eigenen Truppen, bilden die Hauptrichtungspunkte der strategischen Ökonomie der Kräfte; sie sind so wichtig, daß das Vorherrschen einer derselben den Charakter der Kriegführung entscheidend beeinflußt; im strategischen Zerstörungsakt, der einen Umschwung im Kräfteverhältnis herbeiführen soll, ist das Verhältnis zwischen beiden Tendenzen ein relatives, d. i. die eigenen Kräfte sollen nicht möglichst, sondern nur so weit erhalten werden, daß die Überlegenheit erzielt wird.

2) Siehe auch die Bemerkungen über diese Kriege S. 91 ff.

3) An Kunst waren ja die Verbündeten ihrem großen Gegner in den Jahren 1813 und 1814 sehr unterlegen Die von ihnen geleisteten Zerstörungsakte zeigen auch überwiegend die Tendenz des „Erhaltens“; aber die Tendenz der „Zerstörung der feindlichen Streitkräfte“ war bei ihnen doch viel stärker als bei den Gegnern Friedrichs, besonders den Österreichern.

Linie um den objektiven Wert, der im Enderfolg der ganzen Handlung und nicht in der Höhe der Kunstleistung liegt; allerdings kommen beide, der objektive und der subjektive Maßstab, oft zum gleichen Resultat. Der Wertmesser der Kunst ist aber deshalb wichtig und unentbehrlich, weil ohne ihn eine gerechte Kritik über das Handeln eines Feldherrn nicht möglich ist.

Wir glauben nunmehr den vollen Beweis geführt zu haben, daß in dem zwischen dem Zerstörungs- und dem Entscheidungsakte bestehenden Gegensatz der wahre artbildende Unterschied enthalten ist, und daß also nur auf diesen Akten die einzig berechtigten Kategorien der strategischen Handlungen begründet werden können. Daß die von uns angegebene Einteilung viel mehr Anschauung als die bisher gebräuchliche in „Angriff und Verteidigung" bietet, liegt auf der Hand. Wenn der Begriff „Angriff" in Taktik und Strategie so verschiedene Handlungen wie Leuthen und Ligny, bzw. wie den Krieg von 1870/71 und den Feldzug Bonapartes von Mantua bis Leoben umfaßt, so kann derselbe unmöglich in eine einzige, vollständige und ausreichende Definition gefaßt werden, welche eine bestimmte, konkrete Anschauung gibt; er bildet daher nur den „Allgemeinbegriff", welcher das positive Handeln umfaßt, während der Begriff der Verteidigung hauptsächlich den auf Abwehr gerichteten Handlungen zukommt. Beide Begriffe sind wichtig und unentbehrlich, sobald man von der Kunst der Oberleitung (höheren Taktik und der Strategie) absieht und das Elementare in den Vordergrund stellt. Zu kriegsgeschichtlichen Betrachtungen oder wissenschaftlichen Untersuchungen [1]) sind sie dagegen wenig brauchbar.

Die Hauptbedeutung der aufgestellten Kategorien ist u. E. in ihrem Orientierungsvermögen zu sehen; sie können nicht nur im Gebiet der Strategie einen untrüglichen Wegweiser abgeben, sondern auch sofort den Charakter der Einzelhandlung für den konkreten Fall klarstellen und die Richtung für das Handeln in den wichtigsten Punkten angeben. Auch bilden sie das beste und solideste Fundament, auf dem sich nach und nach eine sichere taktische und strategische Gesamtanschauung aufbauen läßt. Die Kunst des Handelns natürlich kann durch keine Theorie allein übermittelt werden; sie kann nur durch persönliche Erfahrung und Übung bei hervorragender Anlage

1) Siehe auch Teil II der Probleme, Buch II, S. 236.

erlernt werden. Zu einem großen Feldherrn gehört eine geniale, gewaltige Persönlichkeit, denn nur eine solche kann sich Menschen und Umstände so dienstbar machen, daß ihr Wille ihre hohen Zwecke erreicht.

Ein bis in alle Einzelheiten durchgeführtes System kann es in der Strategie bei der Mannigfaltigkeit der Faktoren und Handlungen nicht geben. Die Kategorien vermögen jedoch die Handlungen im allgemeinen zu charakterisieren und zu klassifizieren [1]). Da im Kriege alles relativen Wert hat und man die Wirkungen jedem Einzelfalle zweckvoll anpassen muß, so lassen sich dieselben nicht wie die Apothekerwaren in besonders etikettierte Schubfächer unterbringen; und ähnlich liegen die Dinge bei allen übrigen Künsten.

Einer der Hauptgründe, weshalb Clausewitz nicht zu einer Änderung seiner Kategorien gekommen ist, liegt u. E. darin, daß er bei seinen Untersuchungen nicht von der Taktik ausgegangen ist, bei welcher der innere Gegensatz des Handelns viel einfacher und anschaulicher als in der Strategie zutage tritt. Es sind ihm aber doch wohl zuletzt selbst Zweifel an der Berechtigung der Kategorien „Angriff und Verteidigung" gekommen, denn er sagt in der „Nachricht" [2]), welche dem Buch vom Kriege vorausgeschickt ist:

„Bei der Umarbeitung der ersten sechs Bücher wird die doppelte Art des Krieges überall schärfer im Auge behalten werden, wodurch alle Ideen einen schärferen Sinn, eine bestimmte Richtung, eine nähere Anwendung bekommen. Diese doppelte Art des Krieges ist nämlich diejenige, wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist, um ihn zu jedem Frieden zu zwingen, und diejenige, wo man bloß an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will, usw. [3]). Die Übergänge von einer Art zur anderen müssen freilich bestehen bleiben, aber die ganz verschiedene Natur beider Bestrebungen muß überall durchgreifen und das Unverträgliche voneinander sondern. Außer diesem faktisch bestehenden Unterschiede in den Kriegen usw."

Mit dieser Anschauung hat Clausewitz die früheren Kategorien

---

1) In der Baukunst ist „der Stil" ein sehr gutes Mittel zur Charakterisierung der Kunstwerke; die Bezeichnung z B. „Renaissance" gibt schon viel Anschauung, noch mehr die „deutsche Frührenaissance", am meisten aber „Stil des Ottheinrichbaus". Ähnlich ist es mit dem Schlachtenstile Friedrichs oder Napoleons: Idealstil, Stil von Leuthen, von Ligny, Rivoli, Borodino geben sehr gute Bilder bzw. Vergleiche.

2) Siehe Vom Kriege, S. XI ff. (Auszug; geschrieben am 10. Juli 1827).

3) Dieser Krieg würde also mit demjenigen im wesentlichen übereinstimmen, den Clausewitz besprochen hat unter dem Titel: „Angriffskrieg. Beschränktes Ziel" S. 648 ff.

tatsächlich aufgegeben und sich den von uns aufgestellten in wesentlichen Punkten genähert. Die eine seiner Arten der Kriegführung, der absolute oder organische Krieg, stimmt mit der einen unserer Kategorien im wesentlichen überein; aber auch mit jenem Kriege, der nur Landesteile erobern will, hat Clausewitz die Verteidigung mit dem negativen Zweck aufgegeben und sich unserem Standpunkte schon sehr genähert. Auf Seite 91 ff. ist die Schilderung aufgenommen, welche Clausewitz von einem derartigen Kriege gegeben hat. Dieselbe stimmt wenigstens in vielen Punkten mit dem strategischen Zerstörungsakte von Mantua überein: beide haben kein konkretes strategisches Endziel, bilden daher kein einheitliches, organisches Ganzes; die Kräfte sind daher weniger vereinigt und alles mehr ins Niveau gesetzt; auch ist bei beiden die Wirkung des Feldherrn mehr neutralisiert und in Gefahr, vom Gegner ausgeschaltet zu werden. Ein sehr großer Unterschied zwischen beiden Handlungen liegt aber darin, daß der Zerstörungsakt nicht Landbesitz, sondern Vernichtung feindlicher Streitkräfte zur Erzielung des für die Entscheidung nötigen Kräfteüberschusses zum Zweck hat, daß dementsprechend das Erhalten der eigenen Streitkräfte bei ihm nicht in die erste Linie tritt, und daß er meist Hauptakt einer Vollhandlung ist. Der Unterschied zwischen den beiden Clausewitzschen Kriegsarten ist ebenfalls ein großer, aber doch nur ein quantitativer und gradweiser, und nicht ein artbildender, denn bei dem Kriege, der eine Provinz erobern soll, erscheint alles in einem viel kleineren Maßstabe: das Ziel, die Spannung und der Zusammenhang in der Handlung, sowie die Wirkung des Oberfeldherrn usw. sind viel geringer und unbedeutender; ein wirklicher innerer Gegensatz ist dagegen u. E. nicht zu erkennen. Es ist denn auch sehr wahrscheinlich, daß Clausewitz mit der Zeit zu derselben Grundanschauung, zu welcher er in der Taktik gekommen ist, auch in der Strategie gelangt wäre: Da es nicht in der Natur der Sache ist, daß der Angriff stets mit der Entscheidung beginnt, gibt es manche Fälle, in welchen derselbe durch einen zweckmäßigen Vorbereitungsakt bzw. Zerstörungsakt eingeleitet werden muß [1]). Die Analogie liegt doch gerade hier zwischen Taktik und Strategie auf der Hand. Clausewitz hatte offenbar innerlich noch nicht vollständig die Schwierigkeiten, welche der Unter-

1) Siehe S. 19 Abs. 1, auch Vom Kriege, S. 754, Nr. 201.

schied zwischen logischer, realer und artbildender Gegensätzlichkeit bietet, überwunden, lag vielmehr noch zu sehr in den Banden logisch-begrifflicher Vorstellungen, hauptsächlich wohl infolge Hegelscher Einflüsse.

Wir sind am Ende unserer Untersuchungen über die Grundanschauungen Clausewitz', deren Mängel sich notwendig durch die ganze Lehre in schädlicher Weise bemerkbar machen müssen. Es liegt nicht im Rahmen unserer Aufgabe, auf den Inhalt der Werke selbst näher einzugehen, welche schon wegen der gewaltigen Fülle der in ihnen niedergelegten Geistesschätze zum bleibenden Bestand der Weltliteratur gehören. **Schlußwort.**

Offenbar hat Clausewitz seine Lehre wissenschaftlich dadurch so fest begründet, daß er das Wesen und den Erfolg des kriegerischen Handelns in der Hauptsache auf die geistigen Größen zurückführte; diese Tatsache wird dadurch nur leicht verhüllt, daß Clausewitz manche geistigen Wirkungen nach Analogie mechanischer Kausalität zu erklären suchte [1]) — nach dem Vorgange Hegels. Erst wenn man diesen Einfluß der Identitätsphilosophie genügend berücksichtigt, kann man völlig in die Lehre vom Kriege eindringen und ihre vorhandenen Unklarheiten aufhellen. Wenn auch Hegels Einfluß nicht immer glücklich gewesen ist, so würde wohl Clausewitz ohne ihn nie zu einem so einheitlichen Standpunkt und so großartigen Aufbau seiner Lehre gekommen sein. Beide haben wesentlich dazu beigetragen, das Ansehen Clausewitz' bis auf den heutigen Tag hochzuhalten. Neuerdings scheint die Autorität Clausewitz' sogar noch im Steigen begriffen zu sein, wie die häufigen Zitate zeigen, auf welche man nicht nur in militärischen, sondern auch in wissenschaftlichen Schriften stößt. Dies ist bei einem so hervorragenden Schriftsteller, der historisches und philosophisches Wissen in der seltensten Weise vereinigt, sehr erklärlich. Je mehr man sich in den Geist des großen Denkers vertieft, um so mehr bedauert man, daß ihm nicht die Vollendung seiner Aufgabe vergönnt war, zu welcher er wie kein anderer berufen war.

Hervorragend ist die Bedeutung, welche die Lehre vom Kriege auf die Anschauungs- und Handlungsweise unserer höheren Führer und Generalstabsoffiziere gehabt hat. General Graf v. Schlieffen, der Nachfolger Moltkes, sagt in der Einführung zur 5. Auflage, S. V

---

1) Siehe S. 44, 81 u. a. m.

des Werkes: „Die Saat, welche Clausewitz ausstreute, hat reiche Früchte getragen auf den Schlachtfeldern von 1866 und 1870/71. Die Überlegenheit unserer Führung, die sich dort offenbarte, wurzelt ganz wesentlich in dem Werk vom Kriege, an welchem sich ein ganzes Geschlecht bedeutender Soldaten herangebildet hat. ... Moltkes geistige Entwicklung hat sich im engsten Anschlusse an Clausewitz vollzogen, bis der Feldmarschall über seinen Lehrmeister hinausgeschritten ist." Es ist in der Tat nicht zu verkennen, daß obengenannte Feldzüge sich in ihrem organischen Verlaufe jenen absoluten Kriegen auffallend genähert haben, welche Clausewitz in so unübertrefflicher Weise charakterisiert hat [1]). Unsere Untersuchung dürfte wohl einige Aufklärung gegeben haben über die Gründe, aus denen sich Moltke mit mancher Ansicht Clausewitz' nicht befreunden und daher die skeptische Meinung nicht überwinden konnte, welche er über die praktische Bedeutung strategischer Wissenschaft gefaßt hatte [2]). —

Anhang. Unsere Untersuchung ergibt u. E. aber auch einige Resultate für das Verständnis der Hegelschen Lehre, für deren kritische Untersuchung und Entwicklung die Philosophie z. Z. ein so lebhaftes Interesse bezeigt, und zwar:

1. Für die Formulierung des Identitätsproblems.
2. In bezug auf den Kausalstandpunkt.
3. Für die teleologische Betrachtungsweise.
4. Für die Tauglichkeit der angewandten Methoden (Dialektik, Spekulation, Verwendbarkeit des Polaritätsprinzips für den artbildenden Unterschied, Gebrauch der Negation usw.).

Wir haben gesehen, daß durch begriffliches Denken und ohne Berücksichtigung der Erfahrung für die Wissenschaft ein System wirklicher Erkenntnis nicht zu schaffen ist; bei dem zu logischen und zu intellektualistischen Standpunkte Hegels können sehr wichtige Faktoren des Seelenlebens, namentlich die unbewußt wirkenden, nicht genügend zur Geltung kommen. Der Wirklichkeitssinn Hegels hat in dieser Beziehung für seine Aufgabe nicht genügt.

---

1) Siehe Vom Kriege, S. 613 und Teil II der Probleme, Buch I, S. 184.

2) Siehe das strategische Glaubensbekenntnis Moltkes in den Problemen des Krieges, Teil II, Buch I, S. 192ff., auch besonders Nr. 12.

Diese Ergebnisse sind u. E. für unsere Zeit nicht ohne Bedeutung, denn die Zahl der unbewußten Hegelianer ist auch heute noch sehr groß, wie die übertrieben begriffliche Anschauung, die Überschätzung des Intellektuellen, die zahlreichen falschen Kausalvorstellungen (namentlich die zu große Bevorzugung mechanistischer Kausalerklärung) sowie die wenig entwickelte Fähigkeit, geistige Wirkungen zu erkennen und richtig einzuschätzen, zeigen.

Auch scheint das Identitätsproblem, das Hauptthema der Hegelschen Lehre, in bezug auf seine Bedeutung für Theorie und Praxis zurzeit nicht in seinem ganzen Werte anerkannt zu werden, obgleich von der Art seiner Formulierung und seiner allgemeinen Anerkennung die Autorität der Wissenschaften mit in erster Linie abhängt (S. 5). Daß die Identität des Wirklichen weniger im Logischen und Ontologischen als dem Psychologischen und Kausalen zu suchen ist, und sich daher nur ein einziges, im letzten Grunde geistiges Kausalprinzip als berechtigt und fruchtbar erweisen kann [1]), sollten unsere Betrachtungen klarlegen helfen. Diese haben auch ganz besonders die richtige Verwertung der inneren Gegensätze betont, denn die Vergleichung und Auffindung der wesentlichen Gleichheiten und Ungleichheiten begründet die Bedeutung der vergleichenden Wissenschaften, welche eine unentbehrliche Vorstufe zur Erkenntnis sind [2]).

Schon Clausewitz hat erkannt, daß die kriegerische Tätigkeit nichts Selbständiges und absolut Eigenartiges ist. Er nennt den Krieg: ein Instrument der Politik, einen Akt des menschlichen Verkehrs, einen Konflikt menschlicher Interessen und Tätigkeiten; er vergleicht ihn u. a. mit dem Handel und verweist ihn in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens [3]); er hat hiermit die innere Ähnlichkeit zwischen dem Kriege und anderen Zwecktätigkeiten des staatlichen und sozialen Lebens ausdrücklich betont. Vergegenwärtigt man sich, daß dieses Band der Analogie nicht nur die Vielheit der Erscheinungen fester zusammenknüpft, sondern auch ein wichtiges Erkenntnismittel abgibt, um das Gleichartige ebensowohl als die innerliche Verschiedenheit mancher Vorgänge und Wirkungen festzustellen, so kann man a priori darauf schließen, daß sich aus dem kriegerischen Handeln wegen seiner

1) S. 9; wie weit die neueste Entwicklung (energetische Richtung) in der Naturwissenschaft diesem Gedanken entgegenkommt, wollen wir dahingestellt sein lassen.

2) Siehe Kuno Fischer Hegels Leben usw., S. 494.

3) Siehe Vom Kriege, S. 94.

großen Anschaulichkeit wichtige und nutzbare Schlüsse auf ähnliche Zwecktätigkeiten ziehen lassen werden.

Der bloße Hinweis auf die Fruchtbarkeit dieser Analogieschlüsse genügt offenbar [1]) nicht, die Richtigkeit jener Folgerung muß vielmehr durch die Tatsachen der Erfahrung nachgewiesen werden. Eine solche Aufgabe liegt aber wegen ihres Zwecks, ihrer Schwierigkeit und wegen ihres Umfanges weit außerhalb des Rahmens, der für unser Werkchen in Betracht kommt. Es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß für die Lösung derselben in der Philosophie Hegels ein sehr brauchbares Material vorhanden ist. Wer in diese so tief eindringt, daß er die Gedanken des Philosophen aus der Sphäre der Abstraktion und der Begriffe in die Welt der Erfahrung, aus der sie meistens stammen, zurückzuführen imstande ist, wird mehr und mehr zum Urteil Kuno Fischers bekehrt, daß in dieser vielgescholtenen Lehre eine große Weisheit und Bildung liegt [2]), und daher zur Überzeugung kommen, daß die Gedanken Hegels nicht einfach beiseite geschoben werden dürfen, sondern systematisch zu verbessern und fortzubilden sind. Dies gilt ganz besonders von seiner Lehre vom Staat, von der Kirche, der Kunst, den Sitten usw. Sobald in diesen Gebieten die Betrachtungen von der Zwangsjacke der Dialektik [3]), Spekulation usw. befreit sind, tritt ihr brauchbarer Kern deutlich zutage; Hegel hatte zweifellos für die kausale Bedeutung der im Leben der Menschen und Völker wirkenden Faktoren einen vortrefflichen intuitiven Blick. Allerdings gehen diese Untersuchungen, weil sie in erster Linie den oft dringlichen Kathederbedürfnissen dienen mußten, mehr in die Breite als in die Tiefe, so daß sie gerade im Fundament, im strengen Festhalten an den Grundprinzipien und in der richtigen und praktischen Formulierung der jeweiligen Aufgaben und Probleme sowie auch in der kritischen Anwendung der Methoden schwerwiegende Mängel aufweisen.

---

1) Unsere früheren Hinweise auf diese Dinge sind fast ganz unbeachtet geblieben. Siehe Teil I der Probleme, Schlußwort.

2) Kuno Fischer, Hegels Leben usw., S. 1192.

3) Während in Deutschland das Urteil über Hegels Scholastik (siehe Kuno Fischer, Hegels Leben, S. 1192) ziemlich einig ist, brechen ausländische Gelehrte noch ab und zu eine Lanze für dieselbe, z. B. der Italiener B. Croce in seinem Buche „Lebendiges und Totes in Hegels Philosophie“, in dem es jedoch u. E. nicht gelungen ist, den Beweis für die Fruchtbarkeit der Hegelschen Dialektik zu erbringen.

Der erste wichtige Schritt in der Identitätsphilosophie ist immer, die Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Erscheinungen aufzuzeigen und zu erklären. Hegel hat diesen Zweck nicht richtig bewertet und nicht immer fest im Auge behalten. Er hat meist versucht, diesen ersten Schritt zugleich mit den folgenden, für welche jener erst die Grundlage schaffen sollte, zu machen, wozu ihn seine Vorliebe für dialektische Entwicklungen und Konstruktionen verführt haben mag. Wäre er unbeirrt bei dem Polaritätsprinzip, dem zweifellos ein glücklicher, heuristisch berechtigter Gedanke zugrunde liegt, geblieben, so würde er wahrscheinlich zu besseren Ergebnissen gekommen sein. Das Gesetz der Polarität vermag allerdings nur die kausale Differenzierung eines Urprinzips (S. 2) nach zwei entgegengesetzten Richtungen zu zeigen, aber natürlich nichts über die Zwecke, Vor- und Nachteile, Vorbedingungen und Nebenwirkungen jener differenzierten Wirkungen auszusagen (S. 65). Es ist doch aber schon von großem Werte, das eigentliche Wesen des geistigen Urprinzips im geschichtlichen Leben aufzusuchen und näher zu beleuchten und die Form seiner Differenzierung und deren Einfluß auf die Art der entgegengesetzten Wirkungen zu bestimmen; aus der artbildenden Entzweiung geht unmittelbar die feste Einteilung und damit die sichere Unterlage für die nötige Übersicht und Zugänglichkeit des betreffenden Stoffgebiets hervor (S. 36 u. a. O.). Alles andere ist dann der Erfahrung zu entnehmen, wobei die glückliche Hand in der Auswahl der Musterbeispiele die Hauptsache ist.

Für die Lehre vom Staat [1]) z. B. ist das erste Ziel, die Verschiedenartigkeit der historischen Staaten aus der Wirksamkeit ihrer Hauptfaktoren zu erklären; dabei ist vorläufig von dem Einfluß der Umstände und Bedingungen möglichst abzusehen. Der in der Wirkung der Regierungen und der Summe der Regierten vorhandene Gegensatz, der sich in der Form des Zentralismus oder Individualismus kundtut, ist natürlich Hegel [2]) nicht entgangen, aber von ihm nicht in seiner vollen Bedeutung

1) Siehe Kuno Fischer, Hegels Leben, S. 710—748.

2) Hegel sucht diesen Gegensatz in dem Unterschiede zwischen der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft, zwischen welche aber kein artbildender Unterschied vorhanden ist (S. 717). Es kommt ihm auch weniger auf die Erklärung der wirklichen Staaten als auf die Begründung des Staatsideals an, in dem der Wille (die denkende und wollende Vernunft) das Prinzip des Staates bildet, in dem Athene, der Volksgeist, das „sich wissende und wollende Göttliche", herrscht (S. 727/728). Ein solcher

erkannt und für die Untersuchung ausgenutzt. Die Kausalwirkung dieser Gegensätze läßt sich am besten in solchen Beispielen dartun, in welchen sie zwar nicht in der extremsten Form, aber in der zweckvollsten Art in die Erscheinung tritt (S. 45). Als Beispiel eines zentralistischen Musterstaates drängt sich das Preußen Friedrichs [1]) geradezu auf. Die Analogie zwischen der Staaten- und Schlachtenleitung des großen Königs ist evident, denn in beiden waren die Ideen des Herrschers der ausschlaggebende Faktor, gegen welchen die Selbsttätigkeit der Untertanen bzw. Untergebenen völlig zurücktrat usw. (S. 43). Viel schwieriger dagegen ist es, eine passende Analogie für die Schlacht von Ligny zu finden; denn sie setzt nicht nur eine geniale [2]), dem Wohle der Untertanen zugewandte Herrschernatur, sondern auch ein Volk voraus, welches zwar eine individualistische Grundrichtung hat, aber zugleich ein feines Gefühl für die Ersprießlichkeit der vom Zentralwillen ausgehenden Wirkungen besitzt. Hierfür ist das England der Königin Elisabeth [3]) offenbar eins der besten Beispiele, welche ja nicht häufiger sind als jene Musterschlachten. Natürlich können diese beiden Analogien nicht in jeder Beziehung passen, aber gerade aus den Abweichungen wird die Untersuchung mit Sicherheit neue und fördernde Erkenntnisse ziehen. Ist erst die kausale Bedeutung der beiden Hauptfaktoren richtig erkannt, so wird auch das Ganze besser verstanden werden [4]). Es handelt sich natürlich nicht darum, ein Ideal für das Staatsleben festzustellen, sondern Verständnis für politische Wirkungen zu erwecken: kausal sehen zu lehren. Im staatlichen Leben muß jeder Einzelfall nach seiner

---

Idealstaat ist ja gerade wegen der jenen Faktoren innewohnenden Gegensätze eine Utopie.

1) Meist werden zu einseitig die Nachteile des Friderizianischen Staates betont.

2) Über Bedeutung des Genies für die Erkenntnis siehe S. 51. Napoleon war Individualist für seine Person, aber nicht auch in bezug auf den Staat.

3 Die „Dualität der Weibesnatur" kam der Königin bei dem doppelartigen Charakter ihres Staates (S. 45) zustatten, in welchem der durch den Einfluß eines zweckvollen Zentralwillens veredelte Individualismus der Engländer (d. i. der selbsttätig schaffende Volksgeist) für das Ganze wie für die einzelnen Hohes geleistet hat. Auch der große Seekampf gegen die spanische Armada trägt einen doppelartigen Charakter, in dem der Individualismus stark vorwiegt.

4) Wegen der Diskursivität unserer Anschauung vermögen wir das Ganze nicht mit einem Blick völlig zu erfassen; je mehr aber die einzelnen Teile bekannt sind, um so besser ist auch das Ganze zu übersehen.

Eigenart beurteilt und behandelt werden. Um so wichtiger ist es daher, für diesen Zweck brauchbare Richtlinien festzulegen, welche durch ihre kategoriale Funktion den Geist in der schwierigen Materie zurechtweisen. Diese Richtlinien, welche wegen der ungeheuren Mannigfaltigkeit des politischen Lebens selbstverständlich nur einen ganz allgemeinen Charakter tragen können (S. 112 ff.), sind nur in jenen, den menschlichen Gemeinschaften innewohnenden Gegensätzen zu suchen, deren potentielle und aktuelle Wirksamkeit das Hauptthema unserer Betrachtungen gebildet hat.

Sobald an den Musterbeispielen die Wirkung der Hauptfaktoren genügend erklärt ist, läßt sich der Einfluß der Bedingungen auf die differenzierten Staaten und deren Entwicklung ohne Schwierigkeiten erkennen. Welche Bedeutung die Größe, die Grenzen und Küsten, die geographische Lage und das Klima, der Reichtum an landwirtschaftlichen Produkten und Bodenschätzen auf die Kraft und Entwicklungsart eines Staates gehabt haben, ist ebenso unmittelbar zu erkennen, wie die kausale Bedeutung der Einwohnerzahl, der Höhe der Bildungs- und Kulturstufe, der seelischen (sittlichen und intellektuellen) Grundrichtung im Volke und namentlich in seiner Oberschicht usw. Ob die Differenzierung vorzugsweise in zentralistischer oder individualistischer Richtung stattfindet, immer müssen aus der Haupttendenz unerwünschte Nebenwirkungen hervorgehen. Selbst die vielgepriesene Freiheit, welche meist einem übertriebenen Individualismus entspringt, trägt erfahrungsmäßig manche Nachteile in sich. Sie muß, falls das Volk (namentlich die Oberschicht) nicht sittlich sehr hoch steht und politisch sehr reif ist, mit psychologischer Notwendigkeit von den minderwertigeren Elementen gemißbraucht werden, wie die Erfahrung lehrt. Im Staatsleben ist nichts beständig, sondern alles fortwährend im Fluß; kein Gesetz, keine Einrichtung trägt den Charakter absoluter Unveränderlichkeit. Der durch und durch teleologisch gerichtete Menschengeist findet beim Verfolgen fester Ziele überall Hindernisse. Das Versöhnliche in diesem scheinbar so tragischen Zwiespalt liegt in dessen Notwendigkeit. Nur durch die fortwährende Entwicklung wird der Mensch stets vor neue, interessante Aufgaben gestellt, die allein seinem Dasein einen befriedigenden Inhalt geben können.

Die in den Kirchengemeinschaften[1]) vorhandenen inneren Gegen-

1) Siehe Kuno Fischer, Hegels Leben, S. 786—811 u. a. O.

sätze[1]) müssen schon deshalb überall deutlicher zutage treten, weil es sich hier um Wirkungen rein geistiger Natur handelt. Selbstverständlich konnten diese Gegensätze Hegel nicht entgehen, doch hat er sich leider weniger mit ihrer Untersuchung beschäftigt und durch einen einseitigen und zu polemischen Standpunkt den wissenschaftlichen Wert seiner Ausführungen sehr geschmälert. Auch hier kann es kein Ideal geben, welches allen Anforderungen gerecht würde. Im kirchlichen Leben spielen die Nebenwirkungen eine ganz besonders große und einschneidende Rolle, welche wohl zu beachten ist.

Sehr wichtig und interessant sind Hegels Untersuchungen auf dem Gebiete der Kunst[2]). Auch hier ist der Philosoph den vorhandenen Gegensätzen nachgegangen, hat sie aber nicht geschickt zu gruppieren und auszunutzen verstanden. Wissenschaftlich hat es keinen großen Wert, den inneren Gegensatz zwischen Tragödie und Komödie eingehend zu erörtern, da beide schon durch ihre Zwecke so evident geschieden sind. Jedenfalls wäre es viel fruchtbarer gewesen, die verschiedenartigsten Tragödien, z. B. Sophokles' „Antigone" und Shakespeares[3]) „Richard III." miteinander eingehend zu vergleichen und zu untersuchen, woraus sich mit Sicherheit wichtige Erkenntnisse hätten ergeben müssen. Überall wo menschliches Geschick innerhalb der Gemeinschaft der künstlerischen Darstellung zum Vorwurfe dient, muß jener artbildende Unterschied, der in der zentralistisch oder individualistisch differenzierten Grundanschauung des Künstlers liegt, seinen Einfluß derart bemerkbar machen, daß das Kunstwerk mehr einen idealistischen oder realistischen Charakter erhält (S. 46ff.). Gerade hier scheint die Wechselwirkung zwischen dem potentiellen und dem aktuellen Element des Schaffens am innigsten zu sein; natürlich spricht auch in dieser Frage die Erfahrung das letzte Wort.

Die wissenschaftlich nicht einwandfreie Methodik Hegels hat aber auch gewisse gute Nebenwirkungen gezeitigt, da sie dem Gange der Betrachtungen wenig Zwang auferlegte und mithin auf alle möglichen Dinge ohne weiteres einzugehen erlaubte. Dieser Umstand kam Hegel

1) Die katholische Auffassung lebt von der Größe der Einheitsidee auch heute noch, der Protestantismus aber ist durch den Bund mit dem Partikularstaat zum religiösen Individualismus fortgeschritten usw.; v. Schuberts Prorektoratsrede, Heidelberg, Wintersemester 1910.

2) Siehe Kuno Fischer, Hegels Leben, S. 811—945.

3) Shakespeare ist der echte Sohn des Englands Elisabeths.

für die vollere Ausnutzung seines reichen polyhistorischen Wissens sehr zustatten. So konnte er seinen Hörern eine große Fülle von interessanten Tatsachen übermitteln, welche er infolge seines hohen Standpunktes tiefer durchgeistigt hatte. Die geistige Kausalerklärung ermöglichte, viele Fragen bis an den Punkt zu verfolgen, wo sie mit einem Grundproblem zusammenstoßen. Aus diesem Umstande sind aber der philosophischen Forschung viele wichtige neue Aufgaben erwachsen. Vielleicht liegt in der großen Zahl derselben einer der Hauptgründe, weshalb die Lehre Hegels bisher keine systematische Fortbildung erfahren hat, denn dieses Unternehmen übersteigt weit die Arbeitskraft eines einzelnen Menschenlebens und kann daher nur durch das wohlorganisierte Zusammenwirken vieler Forscher geleistet werden. Die Jünger der kulturwissenschaftlichen Disziplinen können hier durch richtige Methodik (S. 118) und zweckvolle Analogiearbeit mit Sicherheit gute Erfolge erzielen[1]). Es ist dies so recht eine Aufgabe für den deutschen Geist. Ohne ein ernstes „Einarbeiten" und „Umlernen", was nach Goethe stets eine mißliche Sache ist, wird es dabei allerdings nicht abgehen. Das Endresultat wird sicherlich ein sehr günstiges sein, denn es ist kaum zu bezweifeln, daß in Hegels Lehre wichtige Elemente zu einer neuen Philosophie und zu einer gerade für das praktische Leben brauchbaren Weltanschauung liegen. Jedenfalls wird der sehr wünschenswerte innigere Zusammenhang[2]) der Philosophie mit den übrigen Einzelwissenschaften eine wesentliche Förderung erfahren.

Sollte es den knappen Darlegungen des Anhangs gelungen sein, über den Wert des kriegerischen Handelns als Objekt der Erkenntnis richtigere Vorstellungen zu schaffen und einige brauchbare Fingerzeige für die Fortentwicklung der Hegelschen Gedanken zu geben, so wäre ein wichtiger Nebenzweck dieser Arbeit erreicht. Vielleicht hat schon die hohe Intuition der Griechen das Richtige geahnt, als sie in Achills Lanze (dem Symbol des Krieges) nicht nur die „verderbenbringende", sondern auch die „heilspendende Kraft" erschaute.

---

1) Siehe Windelbands „Die Philosophie im deutschen Geistesleben des XIX. Jahrhunderts", S. 111: Massenarbeit als Signatur der Zeit.

2) Siehe Windelbands Akademische Rede, Heidelberg, April 1910: „Erneuerung der Hegelschen Philosophie".

Sachregister.

Abbrechen der Schlacht 47.
Absolute, das, im Kriege 55, 62, 69 Anmerk., 83, **90**.
Absoluter Krieg 83, 98, 116, 118.
Akte des Krieges 89.
„ „ Kampfes 30, 42 ff.
Alexander, russischer Kaiser, 82.
Allgemeinbegriffe, Wert der 27, **41**, **78**.
Allgemeingültiges 41, 72.
Analogien, brauchbare **51**; unbrauchbare 25; A. aus der Körperwelt 68; A. des Schwerpunktes 81; A. zw. Strat. u. Taktik 95, **101**, 112, 116; Analogieschlüsse 120.
Angriff 37 ff., als stärkere Form des Kampfes 21.
Angriff, strategischer, ohne Endziel 92.
„ konzentrischer 82.
„ und Verteidigung, Unterschied zwischen beiden in der Taktik **21**, 36; (2 Arten des Gefechts) 36, Polarität von A. u. V. 34, 64.
Angriff und Verteidigung in der Strategie **65**, **69**, **88**, 100; als Allgemeinbegriffe 114.
Anschaulichkeit 98, 114, 120.
Anschauung 6, 48; äußere 101 Anmerk.; innere 62, 112; intuitive 39; klare 103; mechanistische 27.
Anschauungskraft 39.
Anstrengungen im Kriege 13; A. vor dem Kriege 54.
Anstrengungen als eigenes strategisches Prinzip 30, 94, **107**.
Arcole, Schlacht bei 47.
Aristoteles 4.
Art des Handelns 15; in der Taktik 23, 46 ff.; in der Strategie **102** ff.
Artbildender Unterschied 121, im taktischen Handeln 19, 31 ff., **36** ff.; im strategischen Handeln 65, 88 ff., 89, **102**, **114**, 116.
Aspern, Schlacht bei 48.
Atomismus 43.
Attente stratégique 99 Anmerk. 2.
Ausbildung, Bedeutung der 17.
Ausgleich der Kräfte 108.
Austerlitz, Schlacht bei 48.
Automatisieren der Seelenkraft 26.

Bautzen, Schlacht bei 47.
Bedingungen des Erfolges 46.
Begriffe, allgemeine 2, 55, 61; innewohnende 2; korrelate 36; naturwissenschaftliche 28; Erkenntniswert der B 3, 14; Realität der B. 3; begriffliche Grundanschauung 6, 66; begriffliche Darstellungsart 30.
Beispiele, Bedeutung der 24; Musterbeispiele 30 ff., **51**.
Berechenbare, das, im Kriege 66.
Bestimmungen und Befehle, welche vor dem Kampfe zu geben sind 21, 38.
Betrachtungen, spekulative 4.
Bewußtes und halbbewußtes Handeln 14.
Bismarck 61, 63.
Blücher 109
Borodino, Schlacht bei 47.

Brienne, Schlacht bei 48.
Bundesgenossen 73 ff., 98.
Bunzelwitz, Lager von 89.

Cäsar 50.
Caldiero, Schlacht bei 48.
Charakter, Definition des 11.
Chotusitz, Schlacht bei 47, 89.
Clausewitz, Charakteristik 7, 117; Hauptverdienste **41**, 117 ff.; Intuition 14, 36; Lehre 9; Methode **8**, 24, 30 ff., 39, **41**, 61, **65** ff., 81, 84, 115 ff.; Kausalstandpunkt 31, 56, 59, 117; C.'s Anschauungen als Historiker 67, als Teleologe 75, vom Genie **84**.

Dauer, Einfluß der, auf den Kampf **69**.
Denkgesetze 3.
Dennewitz, Schlacht bei 107.
Dialektik **2**, 17, 120; dialektischer Prozeß 3.
Differenzierung 2, 23, 35, **46**, **50** ff., 121.
 „ in der Strategie 112.
Doppelartiger Charakter der Schlachten **45**, 48; der Feldzüge **103** ff.
Dresden, Schlacht bei 47.
Dualismus 1.
Dualität 45, 46.
Durchschnittsfeldherren **49**, 82, 86, **108** ff., 111.
Dynamisches Gesetz des Krieges 70, 73, 78, 83.

Eggmühl, Schlacht bei 47.
Einheit des Gefechts **33**, ihre Bedeutung 35.
Einleitung, strategische 48.
Einzelerfolge, Summe der **80**.
Einzelfall 115.
Elemente des Kampfes 17, 114; E. der Gefechtspläne 21; formale E. **46**.
Elisabeth, Königin von England 122.
Enderfolg, strat 100, 114
Endzweck des Krieges 71, **75** ff., **79**, **82**, 85, 101.
Endziel, Kriege ohne bestimmtes E. 115 ff.
Entfernung, Einfluß der, auf die Art des Gefechts 23.
Entscheidung, Instrument der 17, **28**, 30; Totalentscheidung 55.
Entscheidungsakt 18, 30 43, 46; strateg. 102, 114; Übergang zum 110.
Entscheidungsschlacht 91.
Entschlossenheit 11.
Entwicklungsprozeß 2, 123.
Epaminondas 50.
Erfahrung, Bedeutung der 3, 41 Anmerk., 60.
Erfolg, Sicherheit des 30, 70; Größe des 48, 70, 78, 92; Möglichkeit des 44; Unwahrscheinlichkeit des 68, 76; Preis des 68; Arten des 79; Totalerfolg 79.
Erhalten 86, der eigenen Kräfte als strat. Hauptziel 110, 112.
Erkennungsgrund 3.
Ermüden als Kriegszweck 69 ff., 76, **98**.
Eylau, Schlacht bei 47.
Exzentrizität der Operationen 93.

Faktoren 79, 121, strategische Haupt- 64, **82**.
Fechtarten 17.
Feldherr 10, 12; Wirkung des 24, 34, 39, **103**, **109**, 111; geniale F. 79, 82, 105, 115; Wille des 17, 23; Neutralisieren des 92, 111; Wirkung gegen den feindlichen F. 40.
Feldherrnkunst 39, 79, 84, 91, 105, 111.
Feldzug von 1796 **103**.
 „ „ 1812 99, **106** ff.
 „ „ 1813/14 109.
 „ „ 1866 111.
 „ „ 1870/71 **102**, 105.
Feldzüge ohne konkretes Endziel 86.
Feldzugsplan, Elemente des 34, 79, 85, 87.
Festungen, strat. Bedeutung der 86, **109** ff.
Feuer- und Ferngefecht 17, 24, 32.
Fichte 8.
Fischer, Kuno 2, 5, 8.
Folgen der Schlachten, objektive (strat.) 100.

Formaler Gegensatz **44**.
Formale Bedeutung 6.
Frieden, Bedeutung des, als Wertmesser des Handelns 101.
Friedrich d. Gr. 13, 61; Genie F.s 51; Kunst F.s 42, 105; Anschauung 87.
Friedrich d. Gr. als Herrscher 122.
Friderizianische Taktik 30, **38**, **42** ff., **46** ff., 48, 49, 106.
Friderizianische Strategie **70**, **76**, **78**, 88, 91 ff., 108.
Unterschied zwischen der Taktik F.s und Napoleons 39;
Unterschied zwischen der Strategie F.s und Napoleons 110.
Führung, Begriff der 38, 56.

Gaugamela, Schlacht bei 50.
Gedanken, Wirkung des lichten G. im Kampfe 13, 15.
Gefährlichkeit gewisser Handlungen 44.
Gefechtsakte 18 ff., 23 ff., 29, **41**.
Gefechtsarten 23, 32.
Gefechtszwecke s. Zwecke.
Gegensatz der Wirkungen 31, 35; immanenter G. 2, 110; Bedeutung des G. 41; G. zwischen Ligny und Leuthen **44**.
Geist, des Heeres 105 ff.; Erkenntnisfähigkeit des 6; geistige Größen 14; geistige Kausalerklärung **26**, **44**, 81; Geisteswissenschaften 7; Geistesgegenwart 11.
Gelände, Bedeutung des G. 7, 27.
Gemütskräfte, Wirkung der 17.
Generale, Aufgaben der **33**, **43**.
Genie 10, 12, 34; Anschauung des 39; Kalkul des 14, 39; Bedeutung des Genies für Theorie und Wissenschaft 51.
Gesamtwille 33 ff.
Geschoßwirkung 26.
Gesetz der Geisteswelt **45**.
Gestaltungskraft 39; Schwierigkeit des Gestaltens 30, 34, 48, 105.
Gewalt, Begriff der 53 ff., **58** ff.
Gewehr, Wirksamkeit des 25.
Gleichzeitigkeit der Wirkung 19, 44.
Goethe 50.
Griesheim, Hauptmann v. 8.
Gr.-Beeren, Schlacht bei 109.
Gr.-Görschen, Schlacht bei 47.
Größe des Erfolges 48, **92**.
Größenhandlungen 48.
Grundgedanken, Einheit des strat. G. 111.
Grundprinzipien III.
Gruppierung der Kräfte, strat. 105.
Gunst der Verhältnisse 46.

Hand- und Nahgefecht 17, 24.
Hauptakte, taktische 41, 43; strat. **102** ff.
Hauptpotenz des Staates 83.
Hauptschlacht 16.
Haushalt s. Ökonomie der Kräfte.
Heere, stehende 13.
Hegels Lehre **1** ff., 118 ff.; H. als Philosoph **4** ff.
Hegels Methode **3** ff., 51, 120.
" Einfluß auf Clausewitz III, 8, 9, 16, 25, 28, 34, 38, 39, 57, 64, 87, 96, **117** ff., 124.
Hohenfriedberg, Schlacht bei 46, 89, 99.

Idealismus, taktischer 43, 48 ff.; Nebenwirkungen des 49.
Idealismus, strategischer 102.
Idee 4; des Gefechts 33, **43** ff.; I. des Feldzuges **79**, **102**; kausale Bedeutung der I. 102; Konzeption der I. 44, 103.
Identitätslehre 1, 59, 87, 119, 121.
Identitätsprinzip 1 ff., 3 ff.; in der Kausalität 7, 59, 119.
Indifferenz 2, 35, 46 ff., 112; Indifferenzpunkt 2, 113.
Individualgefecht 32 ff., 44, 49 (Vorbedingungen des).
Individualismus 33, **45**, 105 (in der Strat.) 121; übertriebener I. 107, 123.
Individuell 24, 33.
Initiative des Gegners 47, 106.
Innungsgeist des Heeres 12.
Instinkt als Element des Kampfes 17, 23.

Intuition 120.
Issus, Schlacht bei 50.

Jena, Schlacht bei 47 ff.

Kampf, Begriff des 53, 59; organisches Zusammenwirken im K. **42**; Kampfarten 107; Kampfzwecke 33.
Kant 3, 8, 75.
Kartenspiel 55 (Analogie zw. K. u. Krieg).
Kategorien des Kampfes in der Taktik 23, 38; in der Strategie 95, 100, **113**; K. u. Zweck **41**; kategoriale Funktionen, Leistung der **113** ff.
Katzbach, Schlacht an der 109.
Kausales Sehen 81, **103**, 122.
Kausalerklärung, geistige 26, 125.
Kausalgesetz 3, 119.
Kausalität 1.
Kausalprinzipien 59, 119.
Kausalstandpunkt 59.
Kausalverhältnis 100, 103 ff.
Kausalvorstellung, falsche 83, 119.
Kausalwirkung, Richtung d. 33 Anm., **44**.
Klassifizierung der Handlungen 115.
Koalitionskriege 110.
Königgrätz, Schlacht bei 111.
Körperwelt, Natur der 1; Gegensatz zwischen K. und Geisteswelt 1, 6.
Kolin, Schlacht bei 46, 49, 106.
Konkrete Fälle, Bedeutung der 61.
Korrelate 49, 95.
Krieg 113; Anschaulichkeit des 8; Wesen des 52; Definition des **52**, **58**; Begriff des 53, 66; Charakter des 57, 63, 90; Wirkungsprinzipien des 10; idealer K. 57, 67 ff.; absoluter K. 67; methodischer K. 116; organischer K. **71**, **79**, **102**, 113; doppelaktiger K. 113; als Erkenntnisobjekt IV, 8, 51, 125; als Funktion des Staates 66; als Halbding 71, 73, **83**.
Kriegführung als Staatsfunktion 63.
Kriegserklärung, Odium der 62.
Kriegskunst 11, 44, 48, 55, 82, 84, 91, 105, 113.
Kriegsplan 84, 93.
Kriegsschauplatz, Einfluß des Kriegsschauplatzes 18; mehrere K. 55, **74**.
Kühnheit 13, 55.
Kulminationspunkt des Angriffs **74**, **85** ff., **102**.
Kulturentwicklung, Bedeutung der 25, **53**.
Kunersdorf, Schlacht bei 47.

Lange, Philosoph 27.
Laon, Schlacht bei 48.
La Rothière, Schlacht bei 48.
Laudon 109.
Legionartaktik 50.
Leipzig, Schlacht bei 48, 85.
Leistungen, subjektive, im Kriege **84** als Maßstab der Tüchtigkeit.
Leuthen, Schlacht bei 40, 42, **44** ff., 51, **103**.
Ligny, Schlacht bei 29, 36, 38, 40 ff., 44 ff., 47, 51, **103**.
Logik, erkenntnistheoretischer Wert der 3; logische Betrachtungsweise d. Krieges 64.
Ludwig XIV 61.

Magnetismus 2, 35.
Mannigfaltigkeit der Erscheinungen im Kriege 36.
Manteuffel, General v. 93.
Mantua 85, 87, 100, 108.
Marengo, Schlacht bei 40, 48.
Masse 81.
Maßstab, subjektiver **45**, 113; objektiver **49**, 113.
Materialismus 27.
Mathematische, das, im Kriege 66, 83.
Mechanismus 25, mechanistische Anschauung 27, **35**; mechanistische Erklärung 44, **81**; mechanistische Ursachen 59.
Merkmal, logisches 3.
Metaphysik 4, 27.
Methodische Kriegführung 94.
Mollwitz, Schlacht bei 89.
Moltke 63, 105, 111, 118.
Monismus 1.

Montmirail, Schlacht bei 47.
Moralische Eigenschaften **11**; m. Größe 10; Klassen der 10.
Moskau 82, **94**, **106**.
Musterbeispiele 30, 102 ff., 112, 121.
Mut 11, **22**, 55.

Nachwirkungen, geistige 25.
Nahwaffen 17.
Napoleon 13; N.s Schlachtentaktik **29**, **34**, 38, **47**, 49, 51, 105; N.s Genie 48, **51**, 105; N.s Kunst 67, **84**; N.s Strategie 94, 104, 109.
Natur, organische 4; geistige N. der Dinge 1.
Naturwissenschaften 6, 27 ff., 59; Naturgesetze 26; Naturphilosophie 7; naturwissenschaftliche Denkweise 6 ff.; natürliche Eigenschaften 12.
Nebenakte 31.
Nebenwirkungen 15 Anmerk., **28**, 61; in der Strategie 76, 85, **107**; im Staatsleben 123.
Negation 37, 95; Arten der 37; negative Realgrößen 97; negativer Zweck 69.
Niederwerfen als strateg. Ziel **60**, **68**, **73**.
Nollendorf, Schlacht bei 109.

Oberschicht im Heer 33; im Staate 123.
Offiziere, Einfluß der Offiziere im Kampf 33, 44.
Ökonomie der Kräfte in der Taktik **18**, **27**; als Element der höheren Taktik 27, 47; im Zerstörungsakt 18 (taktisch), 85, 112, 116 (strateg.); als sicherstes Mittel zum Erfolge 27, 87, 109; Ö. d. Kr. bei Napoleon 29, 47, 104, 107 ff.; bei Friedrich 70, 78, **88**, **110** ff.; in Strat. u. Takt. 101.
Olmütz 86.
Operationsziele, wichtige **82**; ihre Bedeutung **86**, **92** ff.
Organisation, Bedeutung der 17.
Organismus des Heeres 43.
Ostwald, Naturforscher 27.

Paris 85; als strateg. Endziel 102, 110.
Paulsen, Philosoph 27.
Persönliches, Gebiet des 38, 63, 115.
Phalanx 50.
Philosophie, Einfluß der 85; Ph. und Einzelwissenschaften IV, 125.
Plan 82; Arten des **41**; das Allgemeingültige des 22; Definition des 38; Wechselwirkung zwischen Pl. u. Kampfweise 40.
Plewna 85, 108.
Polarer Gegensatz in der Taktik 19 ff., 23, 36, **45**, in der Strategie **65**.
Polarität, Prinzip der 2, 3, 50, **64** ff., 118 ff.; als Universalprinzip **50** Anmerk. 2.
Politik 121; Einfluß der, im Krieg **56**, 61, 63, 106; politisches Ziel 77, 96.
Port Arthur 85.
Prag, Schlacht bei 46, 85, 108.
Prinzipien des Kampfes 4, 5, **50**; geistiges P. 5; Urp. 1, 2, 46.
Psychologisches, Gebiet des 63; als Kern der Strategie **82**, 88, **107**.

Realgegensatz **37** ff., 65 ff., **94** ff., 97.
Realgrund 3.
Realismus, taktischer 48, 112; strategischer 112; in der Kunst 124.
Rekognoszierung 42.
Reserven, Gebrauch der, bei Napoleon 29, 47.
Richtlinien 113, **123** (Charakter der).
Rivoli, Schlacht bei 47.
Roßbach 46, 89.
Ruhmsucht 11.

Schelling, Philosoph 1, 34.
Schlacht, Stil der 50; Unterschied in der strateg. (objekt.) Bedeutung der Schlachten 77; Schlachtordnung, schiefe 42.
Schopenhauer, Philosoph 7.
Schützenlinien, Kampfwirkung der 18, 32.
Schrecken, Wirkung des 107.

Sedan, Schlacht bei 40, 111.
Seele als Objekt der Erkenntnis 6; Wesen der **14**; Kräfte der 32, 43, **55**, 59; Gegensätze in ihnen 43 Anmerk., 63; Vermögen der 15, **19**, **23**; seelisches Prinzip 50.
Selbständigkeit der Unterführer 46.
Selbsttätigkeit **32**.
Sicherheit als Zweck des Gefechts **41**, 44.
" " strateg. Faktor 69, 92, 97.
Siebenjähriger Krieg **70**, 76, 78, 88, 91 ff., 108.
Sieg, Begriff des 39 ff.; Arten des 39.
Smolensk, Schlacht bei 47.
Soor, Schlacht bei 46, 87.
Spannungen zwischen den Gegnern 56, 62, 93.
Spicheren, Schlacht bei **45**.
Staat, Lehre vom 121 ff.; St. und Krieg 66, 119.
Standpunkt der Betrachtung, Wichtigkeit des 70, **71**, **79**, 87.
Stärke des Heeres, Einfluß der 42, 47 ff.
Steigerung, künstliche, der Wirkung in der Schlacht **21**.
Stellungen, ausgedehnte 38; Verteidigungsstellung 89.
Stil 115; in der Taktik 50; in der Strategie 112.
Stillstand im kriegerischen Handeln 64.
Strategie 13, 16, 44; Begriff der 101; Grundfragen in der 58; Mittel in der 54; Schwierigkeiten der, für die Theorie **52**, 113; das geistige Wirkungsprinzip in der 89; doppelartige 99; Wechselwirkung zwischen Str. und Taktik 16, 52, 101.
Subjektive Leistungen der Führer und Truppen 100.
Subjektiver Maßstab 101.
System in der Strategie 113, 115.

Takt des Urteils, bloßer 11, 22, 39.
Taktik 16; Grundprinzipien der 7, 16; kleine T. 33, 45; große T. 33, 45; Wechselwirkung zwischen T. und Strategie 16, 52, 101; taktische Grundsätze und ihre Bedeutung 17.
Teleologie **75**, **81**, 87.
Terminologie im Gebiet geistiger Kausalität 83.
Tiraillieren 24.
Trennung der Streitkräfte in der Strategie 111.
Torgau, Schlacht bei 47.

Übersichtlichkeit des Stoffgebiets 8.
Ulm, Schlacht bei 40, 41, 48.
Umfassung, taktische 20.
Umschwung, strateg. 108, 110.
Unbewußtes Handeln 5, **26**.
Untersuchung, abstrakter Charakter der 67.
Unterschied der Form und Art des Gefechts 32; gradueller und artbildender 45, 116; U. zwischen Taktik und Strategie 100 ff.
Ursachen, äußere 7.

Verallgemeinerungen, unwissenschaftliche 29.
Verbrauch der feindlichen Streitkraft in der Takt. **18**; in der Strategie **103**.
Verfolgung 93.
Vergleichende Wissenschaften 119.
Verhältnisse, Gunst oder Ungunst der 46.
Verneinung, logische 2.
Vernichtung als Gefechtszweck 17, 22; als Selbstzweck 40, 69; genügende V. 22, **42**; allgemeiner Begriff der V. 40, **41**; V. der gegnerischen Streitkräfte in der Strategie **85**, **112** ff.
Verteidigung, Definition der 20; Begriff der 88; Attribute der 36; V. als stärkere Form des Gefechts 36; V. als stärkere Form der Kriegführung 79, 88, 96; Merkmal der 88; Zweck der **97**; Endziel der 97; Dualität der 88 ff.; Allgemeingültiges in der 98.
Verteidiger, der umfaßte 21.
Vertreiben als Gefechtszweck 17, **28**.
Volksgeist, Bedeutung des 62 ff.

Volkskrieg 73.
Vollhandlungen, taktische 40, 47; strategische **71**, 90, 102, 105, 106.
Vorbedingungen des Erfolges 85 ff.
Vorbereitung, Instrument der taktischen V. 17.
Vorstellung, Wirkung der bloßen 40.

Waffenwirkung, Bedeutung der 17.
Waterloo 29, 49, 106.
Wechsel der Verhältnisse als strategischer Faktor 100.
Wechselverhältnis zwischen Gesamt- und Individualwillen **34**.
Weltanschauung 5.
Weltgesetz 50.
Wertmesser für das kriegerische Handeln **84**.
Wien, als strategisches Endziel 103.
Wilhelm I., Kaiser 63.
Windelband, Philosoph III, 125.
Willen, Wesen des W. 7, Willenspotenzen im Staat **81**.
Wirklichkeit 3.
Wirkung der Willensgemeinschaften 15; aktuelle und potentielle Bedeutung der W. 6, 123; Verschiedenheit der W. 38; Richtung der strategischen W. 103; Kausal-W. 7; politische W. 63; psychologische W. **69**, **76** ff.; Gesamt- und Einzelw. **45**.
Wundt, Philosoph III.

Zeit als Faktor der Wirkung 94.
Zentralismus, Prinzip des 121 ff.
Zentralistische Wirkung der Truppen 43.
Zentralwille 122.
Zerstörung der Gefechtsordnung 40; s. auch Vernichtung.
Zerstörungsakt **18**; als Hauptakt der Schlacht **28**, **41** ff., **32**, 47; strategischer Z. **103**, **109** ff., 114, **116**.
Ziel, Bestimmung des strategischen Z. 80.
Zorndorf, Schlacht bei 46.
Zufall, Bedeutung des Z. im Kriege 55, 62.
Zwecke, taktische 39; strategische 39; subjektive und objektive 87; politische 56, 61, 68; immanente 4; kleine 69, 77, 99, 105; negative **20** ff; organische 72; Kategorien des Z.: Möglichkeit, Sicherheit, Größe 41, 44, 70; Zweck des Krieges 87; Z. des Gefechts 39; Zweckbegriff 39.
Zweckprinzip, Bedeutung des 4; Verwendung des 4, 39, 75.
Zweckmäßigkeitsprinzip 4, 35, 63, 82.
Zweckstrebigkeit 27.
Zweckursache 4, 100.
Zweckverbände 82.
Zweckvorstellung, kausale Bedeutung der 4, 25.
Zweckwirkung 41, 83; Z- und Geisteswirkung 26; Z. des Feldherrn 79.
Zwischenakte, strategische 112.

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 01 24 09 018 3